

MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Arbeitsmigration in Traiskirchen

verfasst von | submitted by

Michaela Martis BEd

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Education (MEd)

Wien | Vienna, 2025

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 199 506 511 02

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Lehramt Sek (AB) Unterrichtsfach
Deutsch Unterrichtsfach Geschichte und Politische
Bildung

Betreut von | Supervisor:

ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Peter Eigner

Vorwort

Kein Mensch ist eine Insel, und auch ein Studium absolviert sich nicht alleine. Viele haben mich in den letzten Jahren begleitet und sind mir mit Rat und Tat zur Seite gestanden. Ohne sie wäre mein Studium kaum möglich gewesen.

Deshalb möchte ich mich an dieser Stelle bei all jenen bedanken, die mich in meinen Jahren an der Universität unterstützt haben, allen voran meinen Eltern und Großeltern. Ganz besonders möchte ich meinen Freund*innen danken, vor allem Doris, die mir seit dem Mittelalter beigestanden hat, und Alex, die immer ein aufmunterndes Wort für mich hatte.

Für die inspirierende Zusammenarbeit und tatkräftige Unterstützung möchte ich an dieser Stelle auch dem Team des Museums und Archivs Traiskirchen danken, das mir die Möglichkeit gegeben haben, zu diesem spannenden Thema zu arbeiten. Außerdem bedanke ich mich herzlich bei meinen Kontaktpersonen und Zeitzeug*innen – Elsa Franta, Frau M., Frau R., Alfred Artmäuer, Werner Kraus und Alfred Roboch –, die durch ihre Gesprächsbereitschaft die Umsetzung dieser Arbeit überhaupt möglich gemacht haben.

Großer Dank gilt auch meinem Betreuer ao. Univ. Prof. Dr. Eigner, der mich während des Schreibprozesses begleitet und unterstützt hat und mir mit seiner Geduld und Erfahrung vieles erleichtert hat.

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	1
Abstract (deutsch)	4
Abstract (englisch)	5
1. Einleitung	6
1.1 Zum Forschungsstand	6
1.2 Thesen, Forschungsfragen, Methoden	8
1.3 Zum Begriff „Gastarbeiter*in“	10
1.4 Aufbau der Arbeit.....	12
2. Arbeitsmigration in Österreich.....	13
2.1 Geschichte der Arbeitsmigration.....	13
2.2 Anwerbeabkommen	15
2.3 Phasen und Tendenzen der „Gastarbeiter*innenzuwanderung“	18
3. Arbeit in Traiskirchen	23
3.1 Die Stadt Traiskirchen.....	23
3.1.1 Stadtgeschichte.....	24
3.1.2. Bevölkerungsentwicklung.....	28
3.2 Industriestandort Traiskirchen.....	30
3.2.1 Kammgarnfabrik Möllersdorf	31
3.2.2 Semperitwerk Traiskirchen	38
3.3 Migration in Traiskirchen.....	47
4. Werkszeitungen	49
4.1 Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“	52
4.2 Werkszeitung „Der Semperitler“	54
4.3 „Gastarbeiter*innen“ in den Werkszeitungen	56
4.4 Geburts- und Heiratsnachrichten.....	67
5. „Wir haben alle gearbeitet“ – Zeitzeug*innen im Interview.....	73
5.1 Kammgarnfabrik Möllersdorf	75
5.2 Semperit Traiskirchen	75
5.3 Arbeit im Werk – Die „Werksfamilie“	76
5.4 Mitarbeiter*innen und „Gastarbeiter*innen“	79
5.5 Erfahrungen mit Arbeitsmigration	82
5.6 Arbeitsbedingungen, Schichten und Lohn	87

5.7 Werkswohnungen.....	92
5.8 Angebote für Mitarbeiter*innen.....	98
5.9 Was bleibt.....	103
6. Fazit.....	107
Literaturverzeichnis.....	115
Quellenverzeichnis	119
Abbildungsverzeichnis	120

Abstract (deutsch)

Das Phänomen der Arbeitsmigration in den 1960er- und 1970er-Jahren ist ein wichtiges Kapitel der österreichischen Migrationsgeschichte. Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit Aspekten der Arbeitsmigration in der niederösterreichischen Stadtgemeinde Traiskirchen, besonders im Traiskirchner Semperitwerk und dem Werk der Vöslauer Kammgarnfabriken in Möllersdorf. Als Industriestandort war die Stadt Traiskirchen eine attraktive Destination für „Gastarbeiter*innen“. Untersucht wird, welche Voraussetzungen den Zuzug von ausländischen Arbeitskräften ermöglichten und wie die Unternehmen und ihre Mitarbeiter*innen mit den Arbeitsmigrant*innen umgingen. Dazu wurden qualitative Zeitzeugeninterviews geführt und die Werkszeitungen „Der Semperitler“ und „Die Vöslauer und Wir“ untersucht. Die Arbeit der „Gastarbeiter*innen“ war für die Unternehmen sehr wichtig und stellte für die ausländischen Arbeiter*innen eine Möglichkeit dar, ihre Lebensumstände zu verbessern. Sie wurden vor allem in Werksunterkünften zusammen mit anderen „Gastarbeiter*innen“ untergebracht und nahmen nur in manchen Fällen am sozialen Werksleben teil. Während die sprachliche Dimension bei Semperit kaum eine Rolle spielte, wurde in der Spinnerei mehr Wert auf mehrsprachliche Kommunikation und eine Integration der ausländischen Arbeitskräfte in die „Werksfamilie“ gelegt. Die Beschäftigung von „Gastarbeiter*innen“ rief in den Unternehmen Veränderungen hervor, die aber von den Zeitzeug*innen oft nicht als solche wahrgenommen wurden. Grundsätzlich wurde die Anwesenheit der „Gastarbeiter*innen“ in Traiskirchen sowohl von den Interviewpartner*innen als auch in den Werkszeitungen überwiegend positiv und konfliktfrei dargestellt.

Abstract (englisch)

The phenomenon of labour migration has been a major factor in Austria's migration history during the 1960ies and 1970ies. This master's thesis addresses specific aspects of labour migration in the municipality of Traiskirchen in Lower Austria and focuses on the local Semperit factory and the local worsted yarn factory of the Vöslauer Kammgarnfabriken. As an industrial site, the town was an attractive destination for labour migrants, the so-called "Gastarbeiter*innen". This paper aims to discover prerequisites that made this type of migration possible, as well as the treatment of foreign workers by their colleagues and employers. To reach this goal, the author surveyed issues of company magazines "Der Semperitler" and "Die Vöslauer und Wir" and conducted qualitative Oral history interviews with contemporary witnesses. For labour migrants, working in Austria was an opportunity to improve their life situation. They were housed in factory accommodations with other migrants and rarely participated in social events at work. While the language barrier wasn't a topic of discussion at the Semperit factory, the Vöslauer Kammgarnfabrik made an effort to establish multilingual communication and tried to integrate labour migrants into the "Werksfamilie", the workplace family. The employment of foreign workers led to changes in both companies, but the contemporary witnesses mostly didn't experience them as such. In general, the presence of labour migrants in Traiskirchen in the 1960ies and 1970ies was portrayed as predominantly positive by both the company magazines and the contemporary witnesses.

1. Einleitung

Das Museum der Stadt Traiskirchen ist in einem beeindruckenden Gebäudekomplex am Stadtrand angesiedelt. Durch ein breites Tor im Pförtnerhaus gelangt man auf einen weitläufigen, gepflasterten Innenhof, der von einem U-förmigen Gebäude eingefasst wird. Ein dreistöckiges Haupthaus, in sattem Gelb verputzt, steht zentral im Raum. Nebengebäude schließen an. Das gegenüberliegende Ende des Hofes, halb verdeckt durch das Haupthaus, wird von Fabrikhallen gebildet, hohe Bauten mit markanten, spitz zulaufenden Dachpartien, teils aus Blech, teils aus Glas. Sie sind verlassen – aber nicht vergessen.

Die Fabrik Möllersdorf der Aktiengesellschaft der Vöslauer Kammgarnfabrik, für die dieser Gebäudekomplex errichtet wurde, ist nicht der einzige Industriebetrieb, der im 19. und 20. Jahrhundert die Gemeinde Traiskirchen prägte. Auch die Semperit AG unterhielt eine ausgedehnte Industrieanlage im Stadtgebiet. Beide Betriebe waren große Arbeitgeber. Für tausende Menschen aus Traiskirchen und Umgebung waren die Kammgarnfabrik und das Semperit-Werk über Jahrzehnte hinweg Dreh- und Angelpunkt ihres Lebens – im Beruflichen wie im Privaten. Die vorliegende Arbeit befasst sich deshalb mit diesen beiden Firmen, die über viele Jahrzehnte hinweg die flächen- und beschäftigungsmäßig größten der Stadt waren.¹

Im Mittelpunkt stehen aber nicht die Unternehmen an sich, sondern die Menschen, die aus dem Ausland kamen, um für sie zu arbeiten: Arbeitsmigrant*innen. Die Masterarbeit beschäftigt sich vor allem mit den sogenannten „Gastarbeiter*innen“, die in den 1960er- und 1970er-Jahren nach Traiskirchen zogen, um bei Semperit oder in der Vöslauer Kammgarnfabrik zu arbeiten. Zeitlich und räumlich ist die Arbeit also klar begrenzt. Sie beschäftigt sich mit jenen Arbeitsmigrant*innen, die in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Traiskirchen bei den beiden größten Unternehmen angestellt waren.

1.1 Zum Forschungsstand

Die Gemeinde Traiskirchen schließt die Orte Traiskirchen, Möllersdorf und Wienersdorf sowie Tribuswinkel und Oeynhausen mit ein und wurde 1927 anlässlich des 600-jährigen Bestehens

¹ Das Thema dieser Masterarbeit, „Arbeitsmigration in Traiskirchen“, wurde vom Museum Traiskirchen über die Themenbörse des Landes Niederösterreich ausgeschrieben, und in Zusammenarbeit mit dem Museum und Archiv Traiskirchen umgesetzt.

als Markt zur Stadt erhoben. Sie hat eine Größe von 22,44km² und liegt im Bezirk Baden südlich von Wien.²

Die Industrie ist seit mehreren Jahrhunderten ein wichtiger Teil von Traiskirchen. Die Stadtgeschichte wurde von Friedrich Hink und Franz Schlögl aufgearbeitet und 1977 anlässlich des 50-jährigen Jubiläums der Stadterhebung Traiskirchens im Band „Die Stadt Traiskirchen“ veröffentlicht. 1987 erschien ein Folgebild. Zusätzlich bringt das Archiv Traiskirchen die Reihe „Heimatkundliche Nachrichten von Traiskirchen“ heraus, in der die Geschichte der Gemeinde festgehalten wird. Auf diese Aufarbeitungen stützt sich die vorliegende Arbeit.

Traiskirchen ist heute vor allem aus den Medien wegen des Themas Migration bekannt. Seit 1956 werden auf dem Areal der ehemaligen k.u.k. Artillerie-Kadettenschule Flüchtlinge untergebracht.³ Diese Menschen mussten aus ihren Herkunftsländern fliehen und suchen in Österreich Asyl. Davon zu unterscheiden ist das Phänomen der Arbeitsmigration, welches im Fokus dieser Arbeit steht. Unter Arbeitsmigration versteht man die Wanderungen von Menschen, die freiwillig in eine andere Region ziehen, weil sie sich dort besser entlohnte Arbeitsplätze erhoffen. Diese Bewegung kann innerhalb eines Staates oder über die Grenzen hinaus geschehen und hat eine relativ dauerhafte Verlagerung des Wohnsitzes zur Folge.⁴

Beim Thema Arbeitsmigration stützt sich die vorliegende Arbeit besonders auf Gerald Peglers ausführliche Abhandlung „Die Arbeitsmigration in Österreich“. Die Firmengeschichte der Semperitwerke wird online auf der Website des Unternehmens umrissen. Zum 100-jährigen Jubiläum wurde in Eigendruck der Band „Ein Haus in Traiskirchen. Semperit Reifen - die ersten 100 Jahre“ von Gerhard Kutschera herausgegeben, der die Geschichte des Werks von der Entstehung bis in die 70er-Jahre in Wort und Bild nachverfolgt. Nach der Auflösung des Semperit-Standorts in Traiskirchen im Jahr 2002 erschien das Buch „Ohne jede Chance. Der Fall Semperit“, in dem die Geschichte der Fabrik bis zur Schließung nachvollzogen wird. Diese beiden Werke werden als Informationsquelle zum Thema Semperit genutzt.

² Vgl. Friedrich Hink, Franz Schlögl, Die Stadt Traiskirchen. Festschrift zur Erinnerung an die Stadterhebung am 30. Juni 1927 (Traiskirchen 1977) 10-11.

³ Vgl. Doris Waldhäusel, Geschichte des Flüchtlingslagers Traiskirchen. Flüchtlingsbetreuung in Österreich von ihren Anfängen bis ins Jahr 2010 (ungedr. Masterarbeit Universität Wien 2015) 12.

⁴ Vgl. Ludger Pries, Arbeitsmigration. In: Lexikon der Arbeits- und Industriesoziologie (Baden-Baden 2017) 57-60.

Die Geschichte der Vöslauer Kammgarn wurde für die Dissertation „Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik: ein Beispiel alter österreichischer Industriegeschichte“ von Ulla Fischer-Westhauser aufgearbeitet und wird auch im 8. Band der „Heimatkundlichen Nachrichten von Traiskirchen“ behandelt. Da das Museum in den Räumlichkeiten der ehemaligen Kammgarnfabrik untergebracht ist, stehen hier auch Filmaufnahmen und Fotografien aus der Zeit zu Verfügung.

Die Beschäftigung von ausländischen Arbeitskräften in Österreich wurde in verschiedenen Werken ausführlich behandelt, jedoch vorwiegend mit dem räumlichen Schwerpunkt Wien. Dazu gehören etwa das Werk „Gastarbeiter in der städtischen Gesellschaft. Segregation, Integration und Assimilation von Arbeitsmigranten. Am Beispiel jugoslawischer Gastarbeiter in Wien“ von Helga Leitner, der Sammelband „Ausländische Arbeitskräfte in Österreich“, herausgegeben von Hannes Wimmer und die Diplomarbeit „Türkische ‚Gastarbeiter‘ in Österreich“. Ein weiteres grundlegendes Werk ist „Gastarbeiter. Leben in zwei Gesellschaften“ von Elisabeth Lichtenberger.

Zum Thema Arbeitsmigration in Traiskirchen beziehungsweise „Gastarbeiter*innen“ bei Semperit oder den Vöslauer Kammgarnfabriken gibt es bislang noch keine Forschung. Dieser spezifische Zugang soll mit dieser Arbeit erschlossen werden.

1.2 Thesen, Forschungsfragen, Methoden

Da Traiskirchen wegen dieser beiden Fabriken ein größerer Industriestandort in der Nähe Wiens war, ist davon auszugehen, dass die Stadt eine gewisse Anziehung auf Arbeitsmigrant*innen in den 1960er- und 1970er-Jahren hatte.

Während bei Semperit Reifen und andere Gummiprodukte hergestellt wurden, verarbeitete die Vöslauer Kammgarnfabrik Wolle zu Kammgarn. Damit waren die beiden Firmen in sehr verschiedenen Sektoren tätig, und es ist anzunehmen, dass sich auch in Bezug auf ihre Mitarbeiter*innen und den Umgang mit diesen Unterschiede herausarbeiten lassen. Es ist etwa davon auszugehen, dass in der Kammgarnfabrik mehr Frauen beschäftigt waren, da es sich um einen Textilindustriebetrieb handelte. Die „Gastarbeiter*innen“ stellten für beide Fabriken eine wichtige Ressource dar. Für die hier bereits beschäftigten, hiesigen Arbeiter*innen war der Zuzug von Menschen aus anderen Ländern allerdings sicher keine einfache Angelegenheit. Vorstellbar ist, dass es negative Ressentiments gab. Möglicherweise wurden diese Differenzen

auch in den Werkszeitungen thematisiert; sie sollten aber, wenn es sie gab, auf jeden Fall in den Erinnerungen der Zeitzeug*innen aufscheinen. Insbesondere die sprachliche Dimension war wahrscheinlich in den Fabriken Thema, vor allem bei der Kommunikation von Arbeitsabläufen, Sicherheitsbestimmungen und anderen für alle Beteiligten wichtige Abläufe. Auch kulturell dürfte es einige Unterschiede gegeben haben.

Auf diese Annahmen stützen sich die Forschungsfragen, mit denen sich die vorliegende Arbeit beschäftigt. Zunächst wird die Frage nach den Voraussetzungen und Bedingungen gestellt, die den Zuzug von Arbeiter*innen nach Österreich und im Speziellen nach Traiskirchen ermöglichten. Dabei soll auch beachtet werden, ob die Zuwanderung nach Traiskirchen den nationalen Mustern folgte.

Außerdem befasst sich die Arbeit mit der Frage, wie sich der Umgang mit „Gastarbeiter*innen“ in den beiden Firmen Semperit und Vöslauer Kammgarn unterschied. Als Quelle dafür werden die jeweiligen Werkszeitschriften herangezogen. Zusätzlich wird die Situation der „Gastarbeiter*innen“ durch Interviews mit Zeitzeug*innen beleuchtet, bei denen die Frage verfolgt wird, wie diese sich an die beiden Unternehmen und ihren Kontakt mit „Gastarbeiter*innen“ erinnern.

Diese Arbeit verfolgt einen sozialgeschichtlichen Zugang zum Thema „Gastarbeit“, da besonders die Interaktionen zwischen den sozialen Gruppen der bereits ansässigen und neuen Arbeiter*innen beleuchtet werden sollen. Auch ihre wirtschaftliche Situation und Entwicklung sollen bearbeitet werden. Gleichzeitig wird mit dem Fokus auf die Stadt Traiskirchen ein lokaler Schwerpunkt gesetzt.

Die Methode der Oral History spielt ebenfalls eine zentrale Rolle, da sich die vorliegende Arbeit mit den Erinnerungen von Zeitzeug*innen auseinandersetzt. Alle Menschen, die ein Ereignis oder eine Zeit selbst miterlebt haben und über die damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse und Entwicklungen sprechen wollen, können zu Zeitzeug*innen werden. Dabei gehen sie nicht wissenschaftlich vor, sondern schildern ihre persönlichen Eindrücke und Erfahrungen. Als Faustregel dabei gilt, dass zu einem Zeitzeug*innenbericht nur die Wiedergabe von Erinnerung an selbst erlebte Situationen gehört.⁵ Oral History ist ein interdisziplinäres Forschungsfeld, das vor allem von der Soziologie, der europäischen Ethnologie, der historischen Anthropologie und

⁵ Vgl. Philipp Sonntag, Erinnerungskultur. Die gesellschaftliche Rolle von Zeitzeugen (Berlin 2023) 50.

der Geschichtswissenschaft geprägt wird. Für diese Arbeit wurden narrativ-qualitative, durch Leitfragen gesteuerte Interviews mit ehemaligen Mitarbeiter*innen der Semperit- und Kammgarnfabriken durchgeführt.

Die Quellen werden bei Oral History erst im Gespräch mit den Zeitzeug*innen produziert und können dadurch von den Interviewenden konkret gesteuert werden. Form und Inhalt des Gesprächs sind abhängig davon, ob und welche Fragen gestellt werden. Ein Kritikpunkt an dieser Methode ist deswegen auch die Tatsache, dass Oral History sehr subjektiv ist und letztendlich auf den Erinnerungen einer oder mehrerer Personen basiert. Wie verlässlich das menschliche Erinnerungsvermögen ist, bleibt jedoch eine Streitfrage. Außerdem ist zu berücksichtigen, dass Menschen sich Konstruktionen ihrer Lebensgeschichte anfertigen, die dem eigenen Selbst- und Geschichtsbild entsprechen.⁶

Die Oral History hat es sich zum Ziel gemacht, die Geschichtsschreibung zu demokratisieren. Soziale Gruppen, die in der klassischen Geschichte keine Stimme haben, wie herrschaftsferne Schichten und Minderheiten, sollen dadurch die Möglichkeit bekommen, ihre Erfahrungen erzählen und festhalten zu können.⁷ Dieser Ansatz eignet sich für diese Arbeit, weil die Arbeiter*innen von Semperit und der Vöslauer Kammgarnfabrik die Möglichkeit haben, ihre Geschichte zu teilen. Die Arbeit mit Zeitzeug*innen ist auch deswegen besonders wertvoll, weil sie einen Perspektivenwechsel vom Narrativ der Arbeitgeber*innen in den Werkszeitungen zu dem der Arbeitnehmer*innen ermöglichen.

Als weitere verwendete Methode ist der historische Vergleich zu nennen, da das Semperit-Werk und die Kammgarnfabrik in Bezug auf ihren Umgang mit Gastarbeiter*innen verglichen werden sollen. Dabei werden als Quellen die im Archiv Traiskirchen verfügbaren Dokumente verwendet. Einen Schwerpunkt bilden dabei wie erwähnt die Werkszeitschriften von Semperit und der Vöslauer Kammgarnfabrik.

1.3 Zum Begriff „Gastarbeiter*in“

Der Begriff „Gastarbeiter*in“ ist ein zeitgenössischer Euphemismus, der Arbeitsmigrant*innen bezeichnet. Helga Leitner setzte sich schon 1983 kritisch mit der Bezeichnung auseinander und

⁶ Vgl. Julia Obertreis, Oral History. Geschichte und Konzeptionen. In: Julia Obertreis (Hg.), Oral History (Stuttgart 2012) 7.

⁷ Vgl. Obertreis, Oral History, 9.

definiert „Gastarbeiter“ als einen Sammelbegriff für „die überwiegend minder qualifizierten, aus wirtschaftlich weniger entwickelten südosteuropäischen Ländern stammenden Arbeitnehmer“⁸.

Die Menschen sollten, wie das Wort „Gast“ impliziert, nicht unbegrenzt in Österreich bleiben, sondern sich hier nach dem Rotationsprinzip nur kurzfristig zur Arbeit aufhalten. Diese Absicht erwies sich allerdings als nicht praktikabel. Bereits in den 1960er-Jahren wurde klar, dass sich die vermeintlichen „Gastarbeiter*innen“ in Österreich eine Existenz aufgebaut hatten und langfristig bleiben würden.⁹ Die österreichische Wirtschaft wiederum erkannte, dass eine hohe Fluktuation der Arbeitskräfte kontraproduktiv war. Damit ist der Begriff irreführend und verschleiert die Tatsachen. Auch die Konnotation der Bezeichnung bleibt ambivalent. Der Terminus „Gastarbeiter*in“ löste Anfang der 1960er-Jahre nach und nach den Begriff „Fremdarbeiter*in“ im öffentlichen Diskurs ab. Das Kompositum „Fremdarbeiter*in“ bezeichnete unter dem NS-Regime ausländische Zwangsarbeiter*innen und war wegen dieser Verbindung und der negativen Konnotation nicht mehr tragbar. Mit „Gastarbeiter*in“ sollte ein historisch neutraler und wertschätzender Begriff geschaffen werden. Trotzdem wurden negative Ressentiments schon bald auch auf die neue, scheinbar neutralere Bezeichnung übertragen.¹⁰

In der vorliegenden Arbeit wird der Begriff „Gastarbeiter*innen“ gebraucht, weil er die geläufigste Bezeichnung für die durch Arbeit motivierten Wanderungsbewegungen in den 1960er- und 1970er-Jahren war und ist. Der Begriff wird unter Anführungszeichen gesetzt und zudem gegendert, um auszudrücken, dass es nicht nur Männer waren, die nach Österreich kamen.

Die Arbeitsmigration der „Gastarbeiter*innen“ wurde durch bilaterale Anwerbeabkommen gesteuert. Menschen aus Ländern wie Portugal, Spanien, Italien, Jugoslawien, Griechenland und der Türkei verließen dabei ihre Heimat, um in den Industriestaaten in Nord-, West- und Mitteleuropa zu arbeiten. Die angeworbenen Arbeitskräfte konnten durch den

⁸ Helga Leitner, Gastarbeiter in der städtischen Gesellschaft. Segregation, Integration und Assimilation von Arbeitsmigranten. Am Beispiel jugoslawischer Gastarbeiter in Wien. (Campus Forschung Bd. 307, Frankfurt/New York 1983) 17.

⁹ Vgl. Heinz Faßmann, Rainer Münz, Einwanderungsland Österreich? Gastarbeiter – Flüchtlinge – Immigranten. 4. erweiterte und überarbeitete Ausgabe (Wien 1992) 13.

¹⁰ Vgl. Peter Schönbach, Sprache und Attitüden. Über den Einfluß der Bezeichnungen Fremdarbeiter und Gastarbeiter auf Einstellungen gegenüber ausländischen Arbeitern (Bern/Stuttgart/Wien 1970) 57-59.

Wirtschaftsaufschwung nach dem Zweiten Weltkrieg beschäftigt werden. In Österreich setzte die Anwerbung von „Gastarbeiter*innen“ erst 1960 ein, während andere Staaten bereits 1955 begonnen hatten, gezielt Arbeiter*innen aus dem Ausland anzuwerben.¹¹

Der Begriff Jugoslawien wird in dieser Arbeit verwendet, um die „Föderative Volksrepublik Jugoslawien“ beziehungsweise die „Sozialistische Föderative Republik Jugoslawien“ zu bezeichnen, und umfasst die heutigen Staaten Slowenien, Kroatien, Serbien, Bosnien und Herzegowina, Montenegro und Nordmazedonien. Jugoslawien und die Türkei waren für Österreich die wichtigsten Herkunftsländer für Arbeitsmigrant*innen in den 1960er- und 1970er-Jahren.¹²

Nicht alle Arbeitskräfte wurden über Abkommen nach Österreich geholt. Interessent*innen, die etwa über Familienangehörige eine Verbindung ins Ausland hatten, reisten zum Teil als Tourist*innen ein und suchten sich eine Stelle. So konnten die Unternehmen außerhalb der Anwerbeabkommen flexibel und günstig Arbeiter*innen aus dem Ausland anstellen.¹³

1.4 Aufbau der Arbeit

Um das Thema Arbeitsmigration in Traiskirchen in einen entsprechenden Kontext fassen zu können, wird den ortsspezifischen Teilen der Arbeit ein überblicksartiges Kapitel zur Arbeitsmigration und der Anwerbung der „Gastarbeiter*innen“ in Österreich vorangestellt. Anschließend werden die Stadt Traiskirchen und die beiden Fabriken, Semperit und Vöslauer Kammgarn, vorgestellt. Dieses Kapitel schließt mit einem Abschnitt zur Migration in beziehungsweise nach Traiskirchen.

Darauf folgt die Behandlung der beiden Werkszeitungen „Der Semperitler“ und „Die Vöslauer und Wir“, die einen Einblick in die Kommunikation mit den Mitarbeiter*innen sowie das

¹¹ Vgl. Verena Lorber, „Wir brauchten Arbeitskräfte“. Das „Gastarbeitersystem“ in Österreich als spezifische Form transnationaler Arbeitsmigration. In: Philipp Eigenmann, Thomas Geisen, Tobias Studer (Hg.), Migration und Minderheiten in der Demokratie. Politische Formen und soziale Grundlagen von Partizipation (Wiesbaden 2016) 221-222.

¹² Vgl. Gerald Pelger, Die Arbeitsmigration in Österreich. Die Arbeitsmigration in Österreich. Geschichte der Migration. Steckbrief der Regionen. Regionale Clusterung. Ausblick. (Saarbrücken 2009) 43.

¹³ Vgl. Stefanie Mayer, Immigration & Integration in Österreich. Türkische „Gastarbeiter“ im politischen Diskurs der 1960er- und 1970er-Jahre. In: Gertraud Diendorfer, Angelika Rieber, Béatrice Ziegler (Hg.), Einwanderungsgesellschaften und kulturelle Vielfalt (Konzepte und Kontroversen Bd. 8, Innsbruck/Wien/Bozen 2010) 12.

Selbstbild der Unternehmen erlauben. Ein besonderes Augenmerk liegt hier auf dem Umgang mit und der Darstellung von „Gastarbeiter*innen“.

Im fünften und letzten Kapitel, „Wir haben alle gearbeitet“ – Zeitzeug*innen im Interview“, werden die Ergebnisse von Interviews mit ehemaligen Mitarbeiter*innen der beiden Werke vorgestellt. Besonders der Kontakt mit „Gastarbeiter*innen“ und die Bedingungen, unter denen gearbeitet und gelebt wurde, sollen beleuchtet werden. Abgeschlossen wird die Arbeit durch ein zusammenfassendes Fazit.

2. Arbeitsmigration in Österreich

Unter Arbeitsmigration versteht man die Wanderungen von Menschen, die freiwillig in eine andere Region ziehen, weil sie sich dort größere Chancen auf einen Arbeitsplatz und insbesondere besser entlohnte Arbeitsplätze erhoffen. Diese Bewegung kann innerhalb eines Staates oder über die Grenzen hinaus geschehen und hat zumeist eine relativ dauerhafte Verlagerung des Wohnsitzes zur Folge. Historisch gesehen ist dieses Phänomen allerdings keine neue Entwicklung, sondern kann auf eine lange Geschichte zurückblicken.¹⁴ Die folgenden Ausführungen konzentrieren sich auf die Arbeitsmigration seit dem Einsetzen der Industrialisierung.

2.1 Geschichte der Arbeitsmigration

Mit den Wanderungen, die Handwerksgesellen im Mittelalter unternahmen, hatte die Arbeitsmigration im Industriezeitalter wenig gemein. Um 1800 hingegen zogen wirtschaftlich starke Regionen wie Paris oder London bereits überregional Arbeitsmigrant*innen an, die vor allem wegen der vergleichsweise höheren Löhne kamen.¹⁵ In der Habsburgermonarchie wurde mit der Aufhebung der Grunduntertänigkeit 1848 für alle die Möglichkeit geschaffen, für Arbeit zu wandern. Ziel waren für diese Menschen vor allem die großen Städte innerhalb der Monarchie, wie Wien, Budapest oder Prag. An diesen Zuwanderungsorten blieben sie allerdings – außer bei sehr langer Aufenthaltsdauer – Fremde, die bei Arbeitsunfähigkeit nicht von der Gemeinde versorgt wurden, sondern in ihre Heimatgemeinden zurückverwiesen wurden. Diese Regelung führte dazu, dass durch die starke Zuwanderung immer weniger Menschen in den Städten auf die Fürsorge der Gemeinde hoffen konnten. 1900 waren

¹⁴ Vgl. Pries, Arbeitsmigration, 57-60.

¹⁵ Vgl. Hannes Hofbauer, Kritik der Migration. Wer profitiert und wer verliert (Wien 2018) 59.

beispielsweise nur noch 38 Prozent der Wiener Bevölkerung „heimatberechtigt“ und konnten Anspruch auf Sozialleistungen erheben.¹⁶

Nach dem Ersten Weltkrieg und dem Zerfall der Monarchie nahm die wirtschaftliche Binnenmigration abrupt ab. Stattdessen kam es zu einer durch die politischen Veränderungen motivierten Zu- und Abwanderung.¹⁷ Auswanderungswellen prägten die Migration in den 1920er- und 1930er-Jahren, etwa in die USA.¹⁸ Bedingt durch die Weltwirtschaftskrise wurde die Einwanderung von ausländischen Arbeitskräften nach Österreich stark eingeschränkt.¹⁹

Wirtschaftlich führte der „Anschluss“ an das nationalsozialistische Deutschland 1938 zu einem Aufschwung, von dem vor allem die Industrie profitierte. Auch die Migration erfuhr in Österreich eine starke Veränderung. Zunächst folgte eine Phase, in der politisch und rassistisch verfolgte Bevölkerungsgruppen das Land verließen. Österreichische Arbeitskräfte wurden auch in Deutschland eingesetzt. Der Ausbruch des Krieges und die darauffolgenden Einberufungen führten zu einem Arbeitskräftemangel an der Heimatfront. Ab 1940 wurden „Fremdarbeiter*innen“ in der Industrie beschäftigt, die als Zwangsarbeiter*innen aus besetzten Gebieten nach Österreich kamen. 1944 waren 28 Prozent der Industriearbeiter*innen ausländische Beschäftigte.²⁰

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs bestimmte zunächst die Migration von Flüchtlingen das Bild von Wanderungen in Europa. Etwa 400 000 Menschen aus Osteuropa, größtenteils sogenannte „Volksdeutsche“, ließen sich während der Besatzungszeit in Österreich nieder. 1956 und 1957 wurden vor allem Ungar*innen aufgenommen, die während und nach dem Ungarischen Volksaufstand über die Grenze nach Österreich flüchteten.²¹

In den 1950er-Jahren war es durchaus üblich, dass Österreicher*innen als Arbeitsmigrant*innen ins Ausland gingen, vor allem in die BRD und die Schweiz.²² Gleichzeitig setzte in Österreich ein bislang unerreichtes Wirtschaftswachstum ein, das bis zur

¹⁶ Vgl. Hofbauer, Kritik der Migration, 63-64.

¹⁷ Vgl. Pelger, Die Arbeitsmigration in Österreich, 29.

¹⁸ Vgl. Faßmann, Münz, Einwanderungsland Österreich? Gastarbeiter – Flüchtlinge – Immigranten, 8.

¹⁹ Vgl. Pelger, Die Arbeitsmigration in Österreich, 31.

²⁰ Vgl. Pelger, Die Arbeitsmigration in Österreich, 32.

²¹ Vgl. Heinz Faßmann, Rainer Münz, Einwanderungsland Österreich? In: Demographische Informationen (1990/91) 86.

²² Vgl. Verena Lorber, Angeworben. GastarbeiterInnen in Österreich in den 1960er und 1970er Jahren (Göttingen 2017) 48.

Ölkrise 1973 anhielt. Dieses Wachstum war vor allem durch technische Weiterentwicklungen, Wirtschaftshilfen aus dem Ausland und das vorteilhafte soziale Klima möglich.²³ Durch die Einführung von Frühpensionierungen im Jahr 1958 und die Senkung der Arbeitszeit auf 45 Wochenstunden im Jahr 1959 stagnierte der österreichische Arbeitsmarkt zusehends.²⁴ 1961 war der Wirtschaftsaufschwung so stark ausgeprägt, dass in Österreich Vollbeschäftigung herrschte. Damit wurde der Mangel an Arbeitskräften ein zentrales Problem, das wirtschaftspolitisch gelöst werden musste. Eine Antwort – wie in anderen europäischen Industrieländern, z.B. Deutschland – war das Anwerben von ausländischen Arbeitskräften.²⁵

2.2 Anwerbeabkommen

In Österreich wurde vergleichsweise erst spät damit begonnen, Arbeiter*innen aus anderen Staaten für sich zu gewinnen. West-, mittel- und nordeuropäische Länder schlossen bereits in den 1950ern bilaterale Abkommen und Verträge mit Staaten aus dem Süden und Osten Europas ab, um den Austausch von Arbeitskräften steuern zu können. Zwischen 1955 und 1973 wanderten so etwa 15 Millionen Menschen quer durch Europa, um außerhalb ihrer Heimat zu arbeiten.²⁶

Der Vorläufer der österreichischen Anwerbeabkommen war das Raab-Olah-Abkommen²⁷, das 1961 geschlossen wurde. In diesem wurden die Lohn- und Preispolitik sowie die mögliche Beschäftigung von „Gastarbeiter*innen“ über Kontingente festgelegt. Die Kontingente konnten, je nach Situation auf dem Arbeitsmarkt, erhöht und neu verhandelt werden. Das Raab-Olah-Abkommen bildete damit die Basis für jene Anwerbeabkommen, die Österreich mit anderen Staaten abschloss.²⁸ Ein Grundsatz des Abkommen war das Rotationsprinzip. Daher kam der Terminus „Gastarbeiter“ auf: „Gastarbeiter*innen“ sollten möglichst bald in ihre Herkunftsländer zurückkehren und, falls nötig, durch neu angeworbene ausländische Arbeitskräfte ausgetauscht werden. Die Beschäftigungsgenehmigungen wurden deswegen nur für die Dauer eines Jahres ausgestellt und waren an die Arbeitsstelle gebunden. Damit sollte

²³ Vgl. Felix Butschek, Österreichische Wirtschaftsgeschichte. Von der Antike bis zur Gegenwart (Köln 2012) 299.

²⁴ Vgl. Pelger, Die Arbeitsmigration in Österreich, 40.

²⁵ Vgl. Mayer, Immigration & Integration in Österreich 10.

²⁶ Vgl. Lorber, „Wir brauchten Arbeitskräfte“, 221.

²⁷ Das Abkommen wurde zwischen den Sozialpartnern geschlossen, und nach dem Präsident der Bundeswirtschaftskammer Julius Raab und dem Präsident des Österreichischen Gewerkschaftsbundes Franz Olah benannt.

²⁸ Vgl. Pelger, Die Arbeitsmigration in Österreich, 41.

sichergestellt werden, dass die Arbeitsmigrant*innen effektiv und kostengünstig für den Staat Österreich waren.²⁹

Die Einreise von „Gastarbeiter*innen“ war außerdem an acht Bedingungen geknüpft:

„1. Im Fall einer Ausweisung musste die Rückreise sichergestellt werden und es durften keine Mehrkosten für das Innenministerium entstehen. Das Ministerium übernahm lediglich die Bahnkosten bis an die österreichische Grenze.

2. Bevor ausländische Arbeitskräfte nach Österreich einreisen durften, musste ein ärztliches Gesundheitszeugnis vorliegen.

3. Die Kontingente wurden jeweils nur für ein Jahr fixiert und deren Laufzeit erstreckte sich vom 1.1. bis 31.12., konnten aber nach Vereinbarung auch kürzer sein.

4. BG [Anm.: Beschäftigungsgenehmigungen] im Rahmen der Kontingente waren nur jenen Betrieben zu erteilen, die die vorgeschriebenen Lohn- und Arbeitsbedingungen einhielten. Wenn der Antrag auf BG innerhalb einer Frist von zehn Tagen nicht abgelehnt wurde, galt er als bewilligt. Neben der Beschäftigung von ausländischen Arbeitskräften im Rahmen der Kontingente, stand es Dienstgebenden frei, auch das Einzelgenehmigungsverfahren zu nutzen.

5. Während eines Streiks durften ausländische nicht anstelle von inländischen Arbeitskräften beschäftigt werden. Allerdings war während der Dauer des Streiks eine Versetzung von ausländischen Arbeitnehmenden in nicht bestreikte Abteilungen möglich.

6. Ausländische mussten vor inländischen Arbeitskräften entlassen werden.

7. Die Betriebe waren gegenüber dem Arbeitsinspektorat auskunftspflichtig.

8. Die Betriebe waren für die Unterbringung von Arbeitsmigrantinnen und Arbeitsmigranten verantwortlich.“³⁰

Die Aufnahme von Arbeitskräften aus Kontingenten hatte für die Arbeitgeber*innen den Vorteil, dass sie im Gegensatz zur Anwerbung durch Einzelverfahren nicht beweisen mussten, dass es unmöglich war, die Stelle durch österreichische Arbeiter*innen zu besetzen. Die ausländischen Arbeitskräfte sollten den Vorschriften nach den gleichen Lohn erhalten wie inländische Arbeitskräfte und durften nur aus Italien, der Schweiz, Deutschland und Jugoslawien stammen.³¹

Österreich verhandelte auch spezifische bilaterale Anwerbeabkommen mit anderen Staaten, über die Kontingente von „Gastarbeiter*innen“ ins Land geholt werden konnten. 1962 wurde ein Anwerbeabkommen mit Spanien abgeschlossen, aber die Anzahl von spanischen Arbeitskräften blieb gering und hatte kaum Einfluss auf die angespannte Arbeitsmarktsituation.

²⁹ Vgl. Lorber, „Wir brauchten Arbeitskräfte“, 225.

³⁰ Lorber, „Wir brauchten Arbeitskräfte“, 225-226.

³¹ Vgl. Marion Bacher, Rotation oder Integration? Österreichischer und schwedischer Umgang mit Arbeitsmigration in den 1970er Jahren (ungedr. Masterarbeit Universität Wien 2011) 30.

Auch wurden die Kontingente in den ersten Jahren nur zu etwa 25 bis 50 Prozent ausgeschöpft.³²

Mit der Türkei wurde 1964 ein weiteres Anwerbeabkommen geschlossen. Die „Österreichische Kommission“, die ihren Sitz in Istanbul hatte, vermittelte zwischen dem türkischen Arbeitsmarkt und österreichischen Unternehmen. Sie kümmerte sich um die Auswahl der potentiellen „Gastarbeiter*innen“ und organisierte die nötigen Gesundheitsatteste und die Reise nach Österreich. Die Kosten dafür trugen die Firmen, bei denen die angeworbenen Arbeitskräfte arbeiten sollten.³³

Während es mit Spanien und der Türkei zu schnellen Einigungen kam, dauerten die Verhandlungen mit dem damaligen Jugoslawien länger, da dieses eine stärkere Verhandlungsposition innehatte. Erst 1966 wurde der Vertrag mit Österreich finalisiert. Im Gegensatz zu den anderen Staaten, mit denen Anwerbeabkommen abgeschlossen wurden, entschied Jugoslawien selbst, welche Arbeitskräfte ins Ausland gehen durften. Das private Anwerben von jugoslawischen „Gastarbeiter*innen“ wurde untersagt, während in der Türkei gezielt Familienangehörige angeworben werden konnten.³⁴

Ein großer Teil der „Gastarbeiter*innen“ stammte aus ländlichen Gebieten ihres Herkunftslandes. Die jugoslawischen Arbeitskräfte kamen in den ersten Jahren vor allem aus dem heutigen Slowenien und Kroatien, ab 1965 vermehrt auch aus Serbien, Bosnien und Herzegowina. Aus der Türkei migrierten zunächst vor allem Menschen aus dem Westen des Landes. Während die Migration aus Jugoslawien immer wieder Schwankungen unterworfen war, blieb der Zuwachs an türkischen „Gastarbeiter*innen“ relativ konstant.³⁵

Nicht alle Arbeitskräfte wurden über Abkommen nach Österreich geholt. Interessent*innen, die etwa über Familienangehörige eine Verbindung ins Ausland hatten, reisten zum Teil als Tourist*innen ein und suchten sich eine Stelle.³⁶ Ab 1955 war es türkischen Staatsbürger*innen möglich, ohne Visa nach Österreich einzureisen und bis zu drei Monate als Tourist*innen zu bleiben. 1965 wurde diese Regelung auch für Jugoslawien eingeführt. Über Bekannte und

³² Vgl. Mayer, Immigration & Integration in Österreich, 11-12.

³³ Vgl. Sylvia Hahn, Georg Stöger, 50 Jahre österreichisch-türkisches Anwerbeabkommen (Salzburg 2014) 5.

³⁴ Vgl. Bacher, Rotation oder Integration?, 34.

³⁵ Vgl. Pelger, Die Arbeitsmigration in Österreich, 42-43.

³⁶ Vgl. Mayer, Immigration & Integration in Österreich, 12.

Verwandte konnten sich diese vermeintlichen Tourist*innen einen Arbeitsplatz vermitteln lassen oder von einem Unternehmen direkt eingestellt werden.³⁷

Die entsprechenden Bewilligungen konnten auch nachträglich beantragt werden, was zwar nicht den Passbestimmungen entsprach, aber vor allem für die Arbeitgeber*innen von Vorteil war und so der Wirtschaft zugutekam. So konnten Unternehmen auch außerhalb der Anwerbeabkommen und Kontingente flexibel Arbeiter*innen aus dem Ausland anstellen.³⁸ Außerdem entfielen bei der eigenständigen Anreise der potentiellen „Gastarbeiter*innen“ die Reise-, Unterbringungs- und die generellen Anwerbekosten für die Arbeitgeber*innen.³⁹

Elisabeth Lichtenberger führt in ihrem Band „Gastarbeiter. Leben in zwei Gesellschaften“ eine Studie an, bei der Wiener Gastarbeiter*innen aus Jugoslawien im Jahr 1974 zu ihren Arbeitsplätzen befragt wurden. Daraus geht hervor, dass 72 Prozent der Teilnehmer*innen ihre Stelle durch Verwandte, Freunde oder Bekannte vermittelt bekommen hatten. Die Jugoslawische Arbeitsvermittlung und Wiener Arbeitsämter machten hingegen nur jeweils etwas mehr als 10 Prozent aus. Die Studie zeigt, wie wenig Einfluss die offiziellen Stellen auf die Vermittlung von Arbeitsplätzen an „Gastarbeiter*innen“ hatten.

2.3 Phasen und Tendenzen der „Gastarbeiter*innenzuwanderung“

In Österreich unterscheidet man drei Phasen der frühen „Gastarbeiter*innenzuwanderung“: eine Vorphase zwischen 1963 und 1967, die sich durch einen großen Anteil an Einzelwander*innen auszeichnet, eine Hauptphase von 1968 bis 1973, die vor allem durch den Familiennachzug geprägt wurde, und eine Phase der Remigration von 1974 bis 1981.⁴⁰

Für die „Gastarbeiter*innen“ war die Arbeitsmigration nach Österreich vor allem ein Weg, einen gutbezahlten Arbeitsplatz zu erhalten. In der Literatur herrscht Konsens, dass die ausländischen Arbeitskräfte durch einen Aufenthalt in Österreich vor allem Geld ansparen wollten, um sich in der Folge in ihrem Herkunftsland eine Existenz aufbauen zu können. Die Herkunftstaaten waren vor allem an einer Beschäftigung von arbeitslosen Bevölkerungsteilen,

³⁷ Vgl. Bacher, Rotation oder Integration?, 34-35.

³⁸ Vgl. Mayer, Immigration & Integration in Österreich, 12.

³⁹ Vgl. Mirjana Gasic, Öffentliche Debatte zum Anwerbeabkommen zwischen Österreich und Jugoslawien 1962 und 1973. Eine historische Diskursanalyse (Diplomarbeit Universität Wien 2019) 16.

⁴⁰ Vgl. Pelger, Die Arbeitsmigration in Österreich, 42.

der Zufuhr von Devisen und der Ausbildung der Arbeitsmigrant*innen im Ausland interessiert. Diese Ziele ließen sich mit einem relativ kurzen Aufenthalt in anderen Staaten erreichen.⁴¹

Schon in den 1960er-Jahren erwies sich das geplante Rotationsprinzip, bei dem immer wieder neue Arbeitskräfte ins Land geholt werden sollten, um die bereits eingereisten Arbeiter*innen zu ersetzen, als nicht durchführbar. Auch für die Unternehmen war die Aussicht, jedes Jahr alle „Gastarbeiter*innen“ im Betrieb ersetzen zu müssen und neue Mitarbeiter*innen einzuschulen, wenig reizvoll.⁴² Statt eines temporären Austauschs blieb ein großer Teil der ausländischen Arbeitskräfte länger- bis langfristig in Österreich. Viele ließen sich permanent nieder. Dadurch ergaben sich allerdings andere Phänomene, die im ursprünglichen Konzept der „Gastarbeit“ nicht vorgesehen waren, wie der Familiennachzug, der die zweite Phase der Arbeitsmigration prägen sollte.⁴³

Zunächst zogen über die Kontingente vor allem Arbeiter*innen aus Jugoslawien, dann auch aus der Türkei zu – auch vor dem Abschluss der Anwerbeabkommen. Während im Jahr 1961 lediglich 16 000 Menschen mit nicht-österreichischer Staatsbürgerschaft in Österreich arbeiteten, 1963 waren es 21 500, wuchs der Anteil an ausländischen Arbeitskräften bis 1973 auf 226 800 Personen an. Dies stellt den Maximalwert dar und machte 8,7% der unselbstständig Beschäftigten aus.⁴⁴

Abbildung 1 zeigt die in Österreich beschäftigte Anzahl an Arbeitsmigrant*innen zwischen 1963 und 1980 aus den drei Staaten, mit denen Österreich Anwerbeabkommen hatte, sowie die Insgesamt-Beschäftigung. Die Graphen zeigen deutlich den Höhe- und Wendepunkt, den das Jahr 1973 markiert, aber auch, dass nach dem starken Aufschwung zwischen 1968 und 1973 kein ebenso starker Abfall der Zahlen erfolgte. Die genaue Anzahl der „Gastarbeiter*innen“, die nach Österreich kamen, ist in der Forschung jedoch umstritten, da die Zuwanderung außerhalb von Kontingenten sowie der häufige Wechsel des Arbeitsplatzes eine verlässliche Zählung erschwert. Außerdem wird auf Abbildung 1 deutlich, dass die Migration aus Spanien keine großen Auswirkungen hatte, da nur wenige hundert Menschen pro Jahr nach Österreich kamen.

⁴¹ Vgl. Pelger, Die Arbeitsmigration in Österreich, 45.

⁴² Vgl. Hannes Wimmer, Zur Ausländerbeschäftigungspolitik in Österreich. In: Hannes Wimmer (Hg.), *Ausländische Arbeitskräfte in Österreich* (Frankfurt/New York 1986) 17.

⁴³ Vgl. Faßmann, Münz, *Einwanderungsland Österreich? Gastarbeiter – Flüchtlinge – Immigranten*, 13.

⁴⁴ Vgl. Pelger, Die Arbeitsmigration in Österreich, 43.

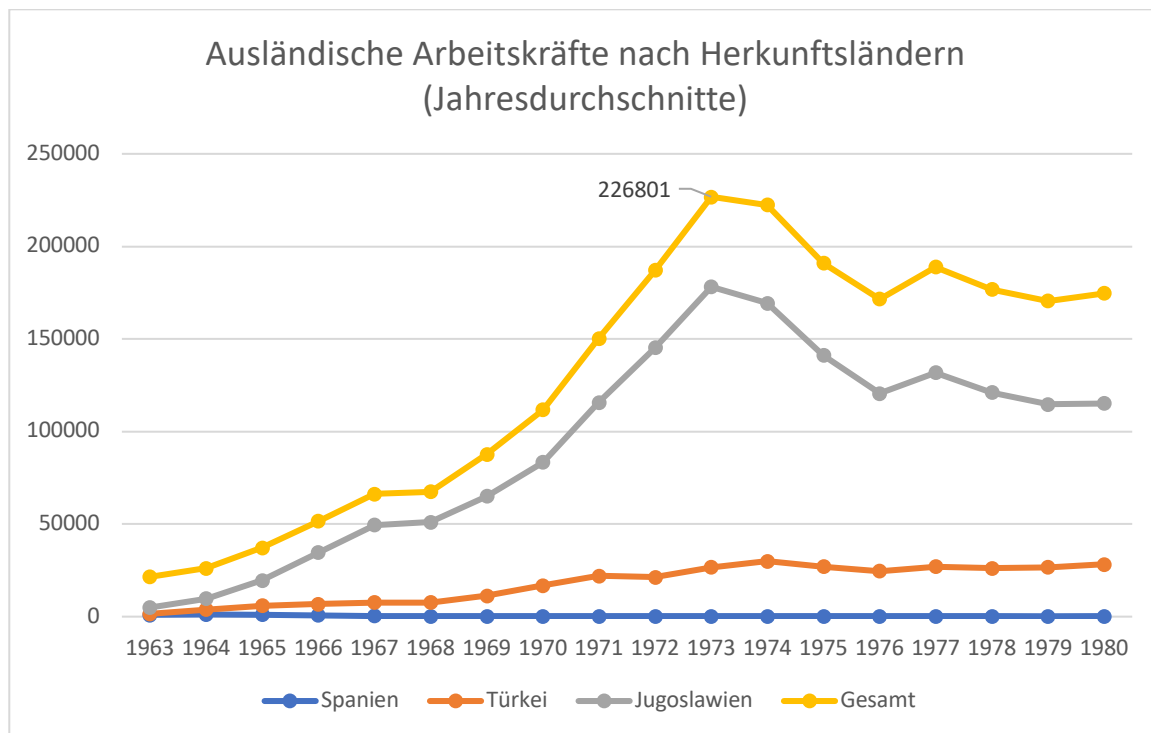


Abbildung 1: Ausländische Arbeitskräfte nach Herkunftsländern (Jahresdurchschnitte). Daten aus Heinz Faßmann, Rainer Münz, *Einwanderungsland Österreich? Gastarbeiter – Flüchtlinge – Immigranten*. 4. erweiterte und überarbeitete Ausgabe (Wien 1992), *Einwanderungsland Österreich?*, 15.

Heinz Faßmann und Rainer Münz beschreiben die Mitte der 1970er-Jahre auch als einen Wendepunkt in der Struktur der Arbeitsmigration. Nicht nur die Herkunftsregionen änderten sich. Statt vorwiegend alleinstehenden männlichen Arbeitern sahen sie nun die verstärkte Zuwanderung von Frauen sowie von ganzen Familien. Dies deckt sich mit der zweiten Phase der Zuwanderung. Ein weiterer Trend, den Faßmann und Münz ausmachten, war die Verlagerung von der legalen zur illegalen Arbeitsmigration.⁴⁵

Die Arbeitsmigration von weiblichen Arbeitskräften wird allgemein niedriger eingeschätzt als die von männlichen. In Österreich wurden „Gastarbeiterinnen“ vor allem in der Textilindustrie und im Tourismus eingesetzt. Stefanie Mayer sieht einen Frauenanteil von 10 bis 20 Prozent in den 1960er-Jahren, der bis in die 1970er-Jahre auf etwa 30 Prozent steigt. Diese Steigerung, die bis in die 1980er-Jahre anhält, wird auf die Praxis der Familienzusammenführung in der zweiten Phase der „Gastarbeiter*innenbewegung“ zurückgeführt. Gleichzeitig waren weibliche Arbeitsmigrantinnen damit häufiger ohne eigenen Aufenthaltstitel in Österreich – ihre Bewilligung war an die Arbeit eines meist männlichen Familienmitglieds geknüpft.⁴⁶

⁴⁵ Vgl. Faßmann, Münz, *Einwanderungsland Österreich? Gastarbeiter – Flüchtlinge – Immigranten*, 15.

⁴⁶ Vgl. Mayer, *Immigration & Integration in Österreich*, 13.

Auch für die „Gastarbeiter*innen“ im Allgemeinen lassen sich bei den Branchen, die sie beschäftigten, Tendenzen aufzeigen. Mehr als drei Viertel aller Arbeitsmigrant*innen waren in der Leder-, Textil- und Bauindustrie tätig. Diese Häufung entstand nicht zufällig, sondern war dadurch bedingt, dass die ausländischen Arbeitskräfte gerade jene Stellen besetzten, die österreichische Arbeiter*innen nicht gerne annahmen. Dazu gehören einfache, ungelernte Tätigkeiten, die einer höheren Arbeitsplatzbelastung ausgesetzt waren. Faktoren, die eine solche Belastung hervorrufen, sind zum Beispiel die Arbeitsumwelt, etwa das Arbeiten unter großem Lärm oder Schmutz, die körperliche Anstrengung und der Druck der Tätigkeit sowie Schichtbetrieb und irreguläre Arbeitszeiten. Branchen, die eine besonders hohe Belastung aufwiesen, waren beispielsweise die chemische Industrie, die Metall- und Bauindustrie und die Textilindustrie.⁴⁷

In den 1960er-Jahren waren „Gastarbeiter*innen“ vor allem in der Bauwirtschaft beschäftigt, vorwiegend Männer. Ein Drittel der ausländischen Arbeitskräfte entfiel auf diesen Wirtschaftszweig. Weitere wichtige Bereiche, in denen ausländische Arbeitskräfte tätig waren, stellten die Metallindustrie und die Textilindustrie dar. Betrachtet man die Anteile der „Gastarbeiter*innen“ an der Gesamtbeschäftigung in den jeweiligen Branchen, ergibt sich ein anderes Bild. Besonders groß war der prozentuelle Anteil von „Gastarbeiter*innen“ in der Textilindustrie: 16 Prozent aller dort Beschäftigten waren 1970 ausländische Arbeitskräfte. In der Bau- und Lederindustrie machten sie hingegen jeweils etwa 10 Prozent aus.⁴⁸

Wie Abbildung 2 zeigt, verschoben sich die Berufsfelder im Vergleich zu den 1960er-Jahren. Den höchsten Anteil unter den „Gastarbeiter*innen“ verzeichnete 1973 die Lederindustrie, gefolgt vom stark wachsenden Tourismussektor, der Bauindustrie und der Textilindustrie. Die meisten der ausländischen Arbeitskräfte waren in Wien, Nieder- und Oberösterreich und Vorarlberg tätig.⁴⁹ Sie waren verstärkt in Klein- und Mittelbetrieben angestellt und lebten im Vergleich zur österreichischen Bevölkerung vor allem in städtischen Zentren. Während Regionen wie Oberösterreich, die über große Schwerindustrieregionen verfügten, vorwiegend männliche „Gastarbeiter“ anstellten, waren etwa in Wien durch ein größeres Branchenspektrum auch mehr Frauen vertreten.⁵⁰

⁴⁷ Vgl. Pelger, Die Arbeitsmigration in Österreich, 49.

⁴⁸ Vgl. Hahn, Stöger, 50 Jahre österreichisch-türkisches Anwerbeabkommen, 25.

⁴⁹ Vgl. Lorber, „Wir brauchten Arbeitskräfte“, 228.

⁵⁰ Vgl. Pelger, Die Arbeitsmigration in Österreich, 46.

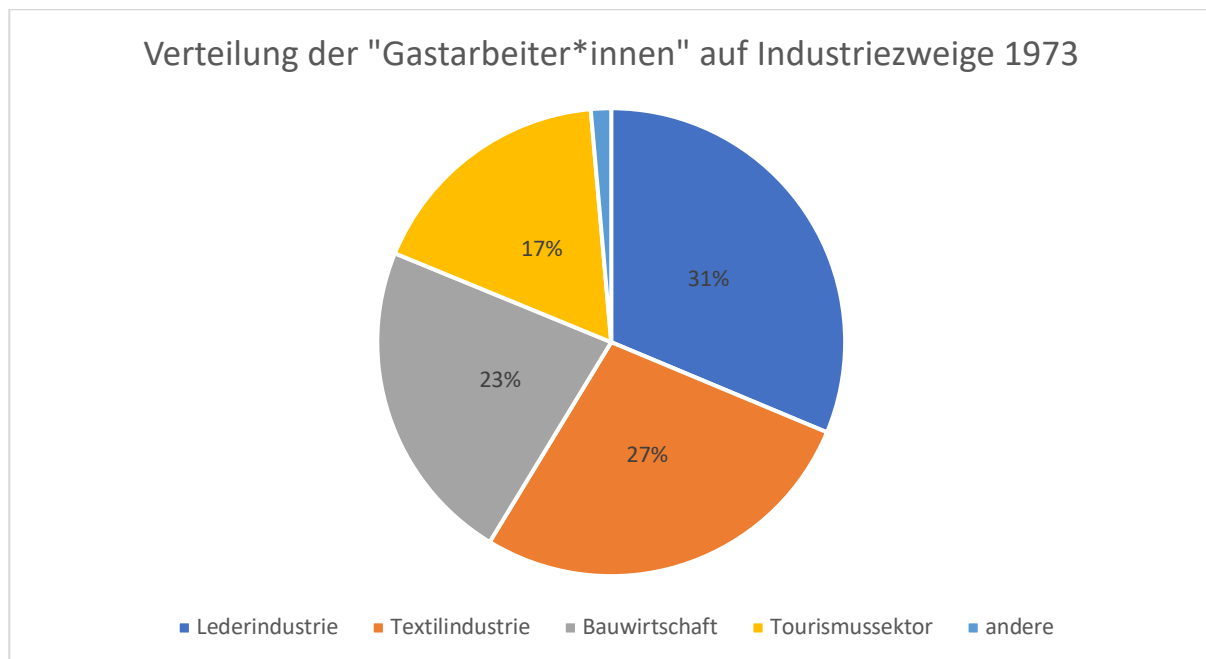


Abbildung 2: Verteilung der „Gastarbeiter*innen“ auf Industriezweige 1973. Daten aus Gudrun Biffl, Der Strukturwandel der Ausländerbeschäftigung in Österreich. In: Hannes Wimmer (Hg.), *Ausländische Arbeitskräfte in Österreich* (Frankfurt/New York 1986) 43-44.

Mit dem 1974 beschlossenen Anwerbestopp von ausländischen Arbeitskräften nach der Ölkrise wurde die dritte Phase der „Gastarbeiter*innenbewegung“ eingeläutet. Aufgrund der veränderten wirtschaftlichen Situation wurden neue Einwanderungsbeschränkungen eingeführt und befristete Aufenthaltsgenehmigungen und Arbeitserlaubnisse nicht verlängert. Damit sollten vor allem die österreichischen Arbeitnehmer*innen geschützt werden. Auf die Anzahl der ausländischen Bevölkerung in Österreich hatte diese Maßnahme keinen größeren Einfluss. Viele „Gastarbeiter*innen“ trafen die Entscheidung, in ihr Herkunftsland zurückzukehren, aber ihr Wegfall wurde durch Familienzusammenführungen und Geburten nahezu aufgewogen. Statt alleinstehender männlicher Arbeiter lebten nun auch mehr Frauen, Kinder und Jugendliche im Land.⁵¹

In der Migrationsforschung wird Arbeitsmigration als Sonderfall gesehen, der sich vor allem durch wirtschaftliche Motive erklären lässt. Durch diese Annahme wird diese Art von Zuwanderung auf ihren Nutzen für die Wirtschaft reduziert und als ein vorübergehender Zustand betrachtet. Die „Gastarbeiter*innen“ der 1960er- und 1970er-Jahre waren wie heutige Arbeitsmigrant*innen mit sozialer Ausgrenzung konfrontiert, da ihre langfristige Anwesenheit in Österreich nicht vorgesehen war und damit abgelehnt wurde. Im Diskurs um Migration und

⁵¹ Vgl. Gasic, Öffentliche Debatte zum Anwerbeabkommen zwischen Österreich und Jugoslawien 1962 und 1973, 31-32.

Flucht ist die Zuschreibung der Absicht, finanziellen Profit durch die Einwanderung in einen anderen Staat machen zu wollen, immer noch eine gängige Strategie, um Menschen auszugrenzen.⁵² Gleichzeitig ist offensichtlich, dass bestimmte Sektoren der Wirtschaft – der Tourismus, die Gastronomie oder die Bauwirtschaft – ohne ausländische Arbeitskräfte nicht funktionieren, stillstehen würden. Es darf nicht vergessen werden, dass Arbeitsmigration ein vielfältiges Konstrukt ist, das auf wechselseitigem Nutzen beruht und gerade in den 1960er- und 1970er-Jahren aktiv vom Staat Österreich gefördert wurde.

3. Arbeit in Traiskirchen

Die Stadt Traiskirchen liegt im Industrieviertel von Niederösterreich, etwa 20 km südlich von Wien. Sie gehört zum Bezirk Baden und ist der räumliche Fokus dieser Masterarbeit. Im Mittelpunkt dieses Kapitels stehen nicht nur die historische und industrielle Entwicklung von Traiskirchen, sondern auch die beiden größten Arbeitgeber, die in den 1960er- und 1970er-Jahren im Stadtgebiet wirtschafteten: der Gummihersteller Semperit und die Vöslauer Kammgarnfabrik.

Zunächst wird die Stadtgeschichte im Allgemeinen erläutert. Dann folgt eine Betrachtung der Bevölkerungszahlen mit besonderem Fokus auf die 1970er-Jahre bevor die industrielle Entwicklung Traiskirchens behandelt wird, die für die vorliegende Arbeit eine wichtige Rolle spielt. Dann folgt eine Aufarbeitung der Unternehmensgeschichte von Semperit Traiskirchen und der Vöslauer Kammgarnfabrik in Möllersdorf.

3.1 Die Stadt Traiskirchen

Die Gemeinde Traiskirchen schließt heute die Orte Traiskirchen, Möllersdorf und Wienersdorf sowie Tribuswinkel und Oeynhausen mit ein. Sie liegt an der Schwechat, die eine Verbindung zwischen dem Wienerwald und der Stadt Schwechat, wo sie in die Donau mündet, darstellt. Traiskirchen wird zusätzlich vom Mühlbach und dem Hörmbach durchzogen.

Der Boden ist fruchtbar, in den südlichen Höhen des Gemeindegebiets auch sandig bis schottrig, und eignet sich für Landwirtschaft und Weinbau. Traiskirchen verfügt auch über Waldflächen. Der sandige Boden bei Oeynhausen wird als Ressource für die Industrie genutzt.⁵³

⁵² Vgl. Lorber, Angeworben, 36-37.

⁵³ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 22.

In tieferen Erdschichten ist viel Lehm vorhanden, der zur Ziegelproduktion verwendet werden kann.⁵⁴

3.1.1 Stadtgeschichte

Die Gegend von Traiskirchen ist seit der Römerzeit nachweislich besiedelt, und war schon um das Jahr 0 durch die Nähe zu Baden ans Straßennetz angebunden.⁵⁵ Die erste namentliche urkundliche Erwähnung stammt aus dem Jahr 1113, und hält die Schenkung von Patronatsrechten an der Pfarre Traiskirchen von Markgraf Leopold III. an das Stift Melk fest.⁵⁶ In den folgenden Jahrhunderten wuchs die Bevölkerung der Gemeinde weiter an, 1327 wurde Traiskirchen zum Markt. Damit war ein lokales Zentrum geschaffen, an dem die Bewohner*innen, Handwerker*innen und Kaufleute der Gegend zusammenkamen, um Waren auszutauschen. Ein wirtschaftlicher Aufstieg folgte, der den Ausbau von Straßen und Brücken zur Folge hatte. Die Verbindung mit Städten wie Wien und Baden war hier besonders wichtig.⁵⁷ Im Zuge der Belagerungen Wiens durch das osmanische Heer wurden Traiskirchen und die umliegenden Dörfer 1529 und 1683 größtenteils verwüstet.⁵⁸ Der Wiederaufbau gestaltete sich schwierig.⁵⁹ Die Herrschaft wechselte mehrmals, und 1752 erwarb das Stift Melk Traiskirchen.⁶⁰

Die Revolution von 1848 hatte auch auf die Gemeinde Traiskirchen Auswirkungen: Die Rechte der Grundherren wurden aufgehoben, und die Marktgemeinde Traiskirchen wurde um Möllersdorf und Wienersdorf erweitert. Erst mit der Zusammenlegung von Traiskirchen mit Tribuswinkel und Oeynhausen 1972 erreichte die Stadtgemeinde Traiskirchen ihre heutige Form.⁶¹

Mit dem Bau der k.u.k.. Artilleriekadettenschule am nördlichen Stadtrand, die 1903 eröffnet wurde, gewann Traiskirchen auch militärische Bedeutung. Das Schulgelände umfasste eine Fläche von 190 302 m², auf der nicht nur das Schulgebäude, sondern auch Unterkünfte für die Schüler, Stallungen und Wirtschaftsgebäude errichtet wurden. Die Schule war auf die

⁵⁴ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 31.

⁵⁵ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 50.

⁵⁶ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 55.

⁵⁷ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 10-11.

⁵⁸ Vgl. Stadtgemeinde Traiskirchen, Daten und Fakten. In: Stadtgemeinde Traiskirchen. Online unter: <https://www.traiskirchen.gv.at/portrait-traiskirchen/daten-fakten/> (12.5.2025).

⁵⁹ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 74.

⁶⁰ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 80.

⁶¹ Vgl. Stadtgemeinde Traiskirchen, Daten und Fakten.

Ausbildung von 340 Kadetten ausgelegt.⁶² 1916 wurde die Artilleriekadettenschule in eine Artillerieakademie umgewandelt, 1918 wurde diese im Zuge des Zerfalls der Habsburgermonarchie aufgelöst. Auf dem Gelände blieb zunächst eine zivile Schule.⁶³

Traiskirchen wurde 1927 anlässlich des 600-jährigen Bestehens als Markt zur Stadt erhoben. Die Gemeinde hatte eine Größe von 29,08 km², wovon das Stadtgebiet von Traiskirchen rund ein Drittel, 10,74 km², ausmachte.⁶⁴

1938 übernahm Traiskirchen wie der Rest der nun nationalsozialistischen „Ostmark“ die Deutsche Gemeindeordnung.⁶⁵ Die Bundeserziehungsanstalt auf dem Gelände der ehemaligen Kadettenakademie wurde in eine Nationalpolitische Erziehungsanstalt umgewandelt.⁶⁶ Darüber hinaus wurde die 3. Kompanie des 4. Panzerregiments im Möllersdorfer Schulgebäude einquartiert. 1942 häuften sich im Stadtgebiet Fälle von Infektionskrankheiten, und in der Folge wurde sogar ein Notspital eröffnet, um die Kranken zu versorgen.⁶⁷

Im Zweiten Weltkrieg wurde Traiskirchen als Industriestandort auch zum Ziel von Luftangriffen. Gerade das Werk der Semperit produzierte Reifen für Fahrzeuge, die für den Krieg gebraucht wurden. Um die Arbeiter*innen bei Bombenangriffen schützen zu können, wurden gegen Kriegsende mehrere Luftschutzstollen errichtet.⁶⁸ Auch in Möllersdorf zeugen heute noch Kegel- und Splitterschutzbunker von den Kriegseignissen.⁶⁹ Viele Betriebe, vor allem jene in kriegsrelevanten Industrien wie der Metallbranche, wurden während oder nach dem Krieg beschlagnahmt. In der Gemeinde Traiskirchen waren das etwa die Eisengießerei der Elin-Union und das Metallwerk Möllersdorf.⁷⁰

⁶² Vgl. Günther Puchinger, Von der Kadettenschule zum Flüchtlingslager. Die k. u. k. Artillerie-Kadettenschule in Traiskirchen und ihre Verwendung nach dem Zusammenbruch der Monarchie (Traiskirchen 1991) 13-18.

⁶³ Vgl. Puchinger, Von der Kadettenschule zum Flüchtlingslager, 66.

⁶⁴ Vgl. Rudolf Biegler, Franz Schlögl, Die Stadt Traiskirchen (Traiskirchen 1987) 54.

⁶⁵ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 124-125.

⁶⁶ Vgl. Puchinger, Von der Kadettenschule zum Flüchtlingslager, 150.

⁶⁷ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 124-125.

⁶⁸ Vgl. Markus Schmitzberger, Semperitwerk Traiskirchen. In: Geheimprojekte. Online unter: http://www.geheimprojekte.at/firma_semperit_traiskirchen.html (12.2.25).

⁶⁹ Vgl. Robert Rieger, Damals & Heute. MÖLLERSDORF am Mühlbach. 2. WK Kegelbunker in Möllersdorf 1 und 2 der Splitterschutzbunker 2021 In: Mein Bezirk Archiv (1.3.2021). Online unter: https://www.meinbezirk.at/baden/c-regionauten-community/damals-und-heute-moellersdorf-am-muehlbach-2-wk-kegelbunker-in-moellersdorf-1-und-2-der-splitterschutzbunker-2021_a4507340#gallery=null (12.2.25).

⁷⁰ Vgl. Biegler, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 247-249.

Im Frühjahr 1945 waren die sowjetischen Truppen auf dem Vormarsch, und viele Bewohner ergriffen die Flucht. Auch die Belegschaft der ehemaligen Kadettenakademie floh. Am 3. April 1945 besetzte die sowjetische Armee Bad Vöslau, Baden und Traiskirchen. Die Besatzer beschlagnahmten Gebäude und Wohnungen, und die Bevölkerung musste Beraubungen und Übergriffe erdulden.⁷¹ Während Günther Puchinger von der Besetzung durch die sowjetischen Truppen „ohne größere Gegenwehr“⁷² spricht, wird in den Heimatkundlichen Nachrichten von schweren Kämpfen um Traiskirchen berichtet, die sich Anfang April zugetragen hatten. Der bewaffnete Widerstand soll bis zum 5. April angedauert und viele Opfer gefordert haben.⁷³

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war die Stadt Traiskirchen durch Brände und Kampfhandlungen zum Teil zerstört. Etwa 40 Prozent der Bevölkerung waren entweder eingezogen worden, geflohen, in den Kriegswirren verschwunden oder verstorben. Der damalige Bürgermeister Johann Schuster bemühte sich, die Verwaltung funktionstüchtig zu halten und die Versorgung der Stadt sicherzustellen. Die Industriebetriebe mussten ebenso wie die Landwirt*innen ihre Arbeit trotz schlechter Bedingungen und der Gefahren der Nachkriegszustände rasch wiederaufnehmen.⁷⁴

Die sowjetischen Truppen richteten sich zunächst in der Hauptschule Traiskirchen ein,⁷⁵ und übersiedelten im Sommer 1945 auf das Gelände der ehemaligen Kadettenakademie, wo ein großer Teil des Schulbestands vernichtet wurde.⁷⁶ Bis in die 1950er-Jahre wurde Traiskirchen wiederaufgebaut und um Neubauten erweitert. 1955 eröffnete die Gemeinde das neue Rathaus, welches das im Krieg zerstörte alte Rathaus ersetzte.⁷⁷ Am 6. September 1955 war Traiskirchen besatzungsfrei.⁷⁸

1956 wurde auf dem Gelände der Kadettenakademie eine Unterkunft für Flüchtlinge, zunächst aus Ungarn, eingerichtet.⁷⁹ Weitere Unternehmungen in den 1950er-Jahren waren Bauprojekte und Verbesserungen der Infrastruktur in der Gemeinde, beispielsweise durch den Ausbau des

⁷¹ Vgl. Puchinger, Von der Kadettenschule zum Flüchtlingslager, 168-170.

⁷² Puchinger, Von der Kadettenschule zum Flüchtlingslager, 169.

⁷³ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 7 Folge 103-110, 113, 114, 120 und 121 (Traiskirchen 2013) 8-9.

⁷⁴ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 128-130.

⁷⁵ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 7, 8-9.

⁷⁶ Vgl. Puchinger, Von der Kadettenschule zum Flüchtlingslager, 171.

⁷⁷ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 163.

⁷⁸ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 165.

⁷⁹ Vgl. Waldhäusel, Geschichte des Flüchtlingslagers Traiskirchen 12.

Straßennetzes und den Anschluss der Stadtrandsiedlung an die Wasserversorgung.⁸⁰ Auch in den 1960er-Jahren setzte sich die rege Bautätigkeit fort.⁸¹

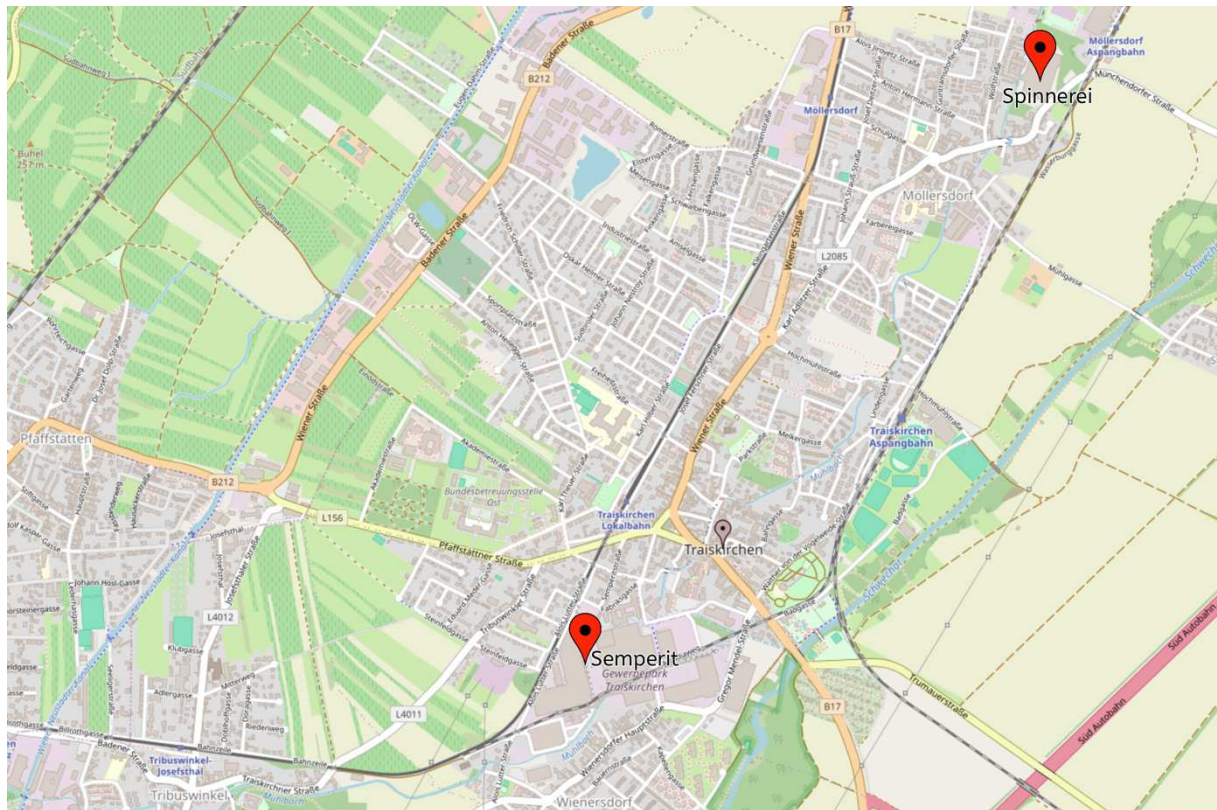


Abbildung 3: Karte von Traiskirchen – Stadtplan Traiskirchen. In: Karte von Österreich. Karten und touristische Informationen auf einen Blick. Online unter: <https://www.osterreichkarte.com/traiskirchen/> (30.7.2025).

In dieser Zeit etablierte sich Traiskirchen als ein lokales Zentrum, und der Wohlstand der Bevölkerung stieg, was sich beispielsweise durch die zunehmende Anzahl an Radio- und Fernsehgeräten in der Gemeinde zeigt.⁸² Die Ausrichtung von Industrie- und Weinbauausstellungen und von Handel- und Gewerbeausstellungen sowie die Eröffnung einer Sternwarte zeigen, dass Traiskirchen nicht nur Arbeitsplätze, sondern auch Kulturveranstaltungen für die Freizeit bot.⁸³ In den 1970er-Jahren wurde Traiskirchen weiter modernisiert, etwa durch die Fertigstellung einer neuen Brücke über die Schwechat und die Errichtung von Wohnanlagen und Hochhäusern.⁸⁴

⁸⁰ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 167-169.

⁸¹ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 174.

⁸² Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 179-181.

⁸³ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 182-183.

⁸⁴ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 212-213.

Die Abbildung 3 zeigt die heutige Stadtgemeinde Traiskirchen auf einer Landkarte. Die beiden roten Marker kennzeichnen die Standorte der beiden Fabriken, die im Fokus dieser Arbeit stehen: Das Semperitwerk im Süden von Traiskirchen, wo der heutige Gewerbepark Traiskirchen auf der Karte vermerkt ist, und das Werk der Vöslauer Kammgarnspinnereien, die Spinnerei Möllersdorf, an der Wolfstraße im Nordosten der Stadtgemeinde.

Heute ist Traiskirchen die zweitgrößte Stadt im Bezirk Baden, und verfügt über eine Vielfalt an kulturellen Angeboten, Vereinen und Sozialeinrichtungen.⁸⁵ Gleichzeitig ist die Gemeinde auch ein wirtschaftlich bedeutender Standort, an dem sich viele Gewerbe und Dienstleistungen niedergelassen haben. Diese Entwicklung wurde vor allem durch die Bevölkerungszunahme möglich, die Traiskirchen in den letzten Jahrhunderten erfahren hat.

3.1.2. Bevölkerungsentwicklung

Die Bevölkerung von Traiskirchen steigt seit dem 19. Jahrhundert durch die verstärkte Industrialisierung und die Ansiedlung von Fabriken merklich an. 1869 lebten etwa 4000 Personen in und um Traiskirchen.⁸⁶ Bei der Stadterhebung 1927 waren bereits 7164 Menschen in Traiskirchen, Möllersdorf und Wienersdorf ansässig.⁸⁷

Ab den 1920er-Jahren wuchs die Bevölkerung Traiskirchens stärker, und es wurden mit dem Bau der Reihensiedlung auf dem Exerzierplatz der Kadettenschule 1922⁸⁸, der Entstehung der Stadtrandsiedlung 1932⁸⁹ und dem Bau der Eigenheimsiedlung auf Gebieten des Wienerberger Ziegelwerks 1954⁹⁰ immer wieder neue Wohnmöglichkeiten geschaffen. Durch Bauprojekte in den 1930er-Jahren sollte auch die zu dieser Zeit sehr hohe Arbeitslosigkeit bekämpft werden.⁹¹

Die folgende Abbildung 4 zeigt den Einwohnerstand von Traiskirchen mit einem besonderen Fokus auf die Zeit zwischen 1969 und 1980, wobei zwischen österreichischen und ausländischen Staatsbürger*innen unterschieden wird. Die Bezeichnung „in Unterkünften“ beschreibt touristische und andere kurz- oder längerfristige Aufenthalte in Herbergen und

⁸⁵ Vgl. Stadtgemeinde Traiskirchen, Traiskirchen heute. In: Stadtgemeinde Traiskirchen. Online unter: <https://www.traiskirchen.gv.at/portrait-traiskirchen/traiskirchen-heute/> (12.5.2025).

⁸⁶ Vgl. Stadtgemeinde Traiskirchen, Daten und Fakten.

⁸⁷ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 10.

⁸⁸ Vgl. Biegler, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 76.

⁸⁹ Vgl. Biegler, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 105.

⁹⁰ Vgl. Biegler, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 124.

⁹¹ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 122.

anderen Unterkünften, die der Gemeinde gemeldet wurden. Für die Zeit vor 1969 liegen beim Meldeamt keine genauen Daten vor. Zu beachten ist außerdem, dass der sprunghafte Anstieg aller Werte von 1971 auf 1972 der Erweiterung der Stadtgemeinde geschuldet ist.

Die Tabelle des Meldeamts deckt sich ungefähr mit den Zahlen, die Friedrich Hink und Franz Schlögl darlegen. Während in „Die Stadt Traiskirchen“ für das Jahr 1970 eine Bevölkerung von 8244 ständigen Einwohnern und ein Einwohnerstand von 9120 angegeben wird, nennt die Gemeinde für dasselbe Jahr 9116 Einwohner.⁹²

Einwohnerstand Stadtgemeinde Traiskirchen					
Jahr	Österreichische Stbg.	Österreichische Stbg. in Unterkünften	Ausländische Stbg.	Ausländische Stbg. in Unterkünften	Gesamt
1869					4.000
1927					7.164
1969	7.713	416	141	548	8.818
1970	8.096	355	158	511	9.116
1971	7.944		173		8.117
1972	10.767	628	168	1.327	12.890
1973	10.797	616	187	1.462	13.062
1974	10.808	682	207	1.581	13.278
1975	10.930	682	219	1.079	12.910
1976	11.633	740	241	1.018	13.632
1977	11.759	803	246	1.057	13.865
1978	11.875	816	210	1.022	13.923
1979	11.832	1.021	216	887	13.956
1980	11.777	848	208	908	13.741
1987					13.947
2023					21.795

Abbildung 4: Tabelle „Einwohnerstand Stadtgemeinde Traiskirchen“. Die Zahlen für 1969-1980 stammen vom Meldeamt Traiskirchen, die Daten 1896 und 2023 sind online unter Stadtgemeinde Traiskirchen⁹³ einsehbar, jene für 1927 sind aus „Die Stadt Traiskirchen“⁹⁴ und jene für 1987 aus dem Folgeband „Die Stadt Traiskirchen“⁹⁵.

Nach Auskunft des Meldeamtes Traiskirchen fallen in die Kategorie „Ausländische Staatsbürger in Unterkünften“ nicht nur Urlauber*innen, sondern auch „Gastarbeiter*innen“, wobei die Übergänge zwischen diesen beiden Kategorien fließend sein dürften. Die Anzahl der ausländischen Staatsbürger*innen verdoppelte sich zwischen 1970 und 1972 und erreichte 1974 mit 1581 Personen ihren Höhepunkt. Diese Entwicklung deckt sich annähernd mit jener der „Gastarbeiter*innenzuwanderung“ in Österreich, die zwischen 1970 und 1974 eine Hochphase erlebte. Nach 1974 nahm die Anzahl der ausländischen Staatsbürger*innen nicht sprunghaft, aber allmählich ab.

⁹² Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 191.

⁹³ Vgl. Stadtgemeinde Traiskirchen, Daten und Fakten.

⁹⁴ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 10.

⁹⁵ Vgl. Biegler, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 37.

Bis 2023 stieg die Bevölkerung von Traiskirchen, Möllersdorf und Wienersdorf auf 16 061 Personen an und hat sich damit seit der Stadterhebung 1927 mehr als verdoppelt. In Tribuswinkel und Oeynhausen leben heute 5734 Menschen.⁹⁶ Das Wachstum der Gemeinde Traiskirchen ist nicht zuletzt der Tatsache zu verdanken, dass sie sich schon früh zu einem Industriestandort entwickelte. Damit entstanden Arbeitsplätze, die für die Bevölkerungsentwicklung von großer Bedeutung waren.

3.2 Industriestandort Traiskirchen

Die Industrie ist seit mehreren Jahrhunderten ein wichtiger Teil von Traiskirchen. Durch die geographischen Gegebenheiten, aber auch durch bewusste Gestaltung und Nutzung des Raums konnten diverse Betriebe entstehen. So wurde etwa bereits 1756 mit dem Pflanzen von Maulbeerbäumen begonnen, die als Futterquelle für Seidenraupen genutzt werden sollten. 1767 wurde in der Folge die Wienersdorfer Grönmühle in eine Seidenflorfabrik umgebaut.⁹⁷

Die Nähe der Schwechat war für Traiskirchen ein wirtschaftlicher Faktor, so wie die Lage am Mühlbach. Im Frühjahr wurde Schwemmholtz aus dem Wienerwald durch die Schwechat nach Möllersdorf gespült und konnte als Brennholz nach Wien transportiert werden. Zur Erleichterung der Rohstoffbeschaffung für die Industrie wurde zwischen 1797 und 1803 der Wiener Neustädter Kanal errichtet, welcher die Holzbeförderung bis nach Traiskirchen obsolet machte.⁹⁸

Am Mühlbach wurden, wie der Name nahelegt, mehrere Mühlen betrieben, die aber im Laufe des 19. Jahrhunderts durch die ungarische Konkurrenz unprofitabel wurden. Stattdessen siedelten sich hier zunehmend Fabriken an, die zum Teil auch die Mühlgebäude übernahmen.⁹⁹ Ein Beispiel für diesen Prozess ist etwa die Mully-Fabrik Möllersdorf. 1869 erwarb der Färbereibesitzer Heinrich Mully die Mühle auf dem Grundstück Möllersdorf Nr. 4 und gründete dort eine Färberei und Appreturanstalt, die Baumwolle verarbeitete. Die Wasserkraft des Mühlbaches blieb dabei ein zentraler Faktor für die Textilfabrik.¹⁰⁰

⁹⁶ Vgl. Stadtgemeinde Traiskirchen, Daten und Fakten.

⁹⁷ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 80.

⁹⁸ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 81-82.

⁹⁹ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 106.

¹⁰⁰ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 7, 17.

Durch die Lage an der neuen Südbahn, die Wien mit dem Semmering und in der Folge mit Triest verband, wurde der Frachtransport zusätzlich erleichtert. Ab 1881 wurde aus Traiskirchen nicht nur Holz aus den umliegenden Wäldern, sondern auch Kohle und Ziegel nach Wien gebracht. Die Ziegeleien Wienerberger, Ramminger, Foissner und Theurer produzierten in Traiskirchen.¹⁰¹

Während sich in Traiskirchen selbst tendenziell mehr Gewerbe ansiedelten, entwickelte sich Möllersdorf zum Industriestandort.¹⁰² Im 19. Jahrhundert produzierte hier bereits die Spinnerei Möllersdorf, aus der sich das Werk der Vöslauer Kammgarnfabrik entwickeln sollte, der Sodawasserhersteller Gantner & Söhne und die bereits erwähnte Stoffdruckfabrik Mully.¹⁰³ 1927 wurden in Traiskirchen, Möllersdorf und Wienersdorf 16 Fabriken gezählt, die gemeinsam 2647 Personen beschäftigten.¹⁰⁴ Das entspricht einem Drittel der Bevölkerung der damaligen Gemeinde Traiskirchen.

Die Personenstandsaufnahme der Stadt Traiskirchen 1970 ergab, dass 212 Handels- und Gewerbebetriebe und 25 Industriebetriebe in der Gemeinde wirtschafteten. Damit konnten 7816 Arbeitnehmer*innen beschäftigt werden, davon 1224 Angestellte und 6435 Arbeiter*innen.¹⁰⁵ Bei der Volkszählung im Jahre 1971 wurde in Traiskirchen, Möllersdorf und Wienersdorf auch der Beschäftigungsstand erhoben. Im Gemeindegebiet waren 9607 Arbeitnehmer*innen tätig, wovon 3523 aus der Gemeinde Traiskirchen stammten. Damit arbeiteten 65 Prozent der erwerbstätigen Traiskirchner*innen in ihrem Heimatort.

3.2.1 Kammgarnfabrik Möllersdorf

In Niederösterreich wurden schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts Baumwollspinnereien gegründet. Durch die starke böhmische Konkurrenz nahmen diese allerdings eine eher untergeordnete Rolle ein. Die Nähe zu Wien bedeutete aber auch den Zugang zu einem großen Absatzmarkt. Gerade im Süden von Wien, im späteren Industrieviertel, entstanden Fabriken,

¹⁰¹ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 106.

¹⁰² Vgl. Stadtgemeinde Traiskirchen, Traiskirchen im historischen Wandel.

¹⁰³ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 247; vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8 Folge 111, 112 und 115-119 (Traiskirchen 2015) 7.

¹⁰⁴ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 10.

¹⁰⁵ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 191.

und Arbeiter*innen zogen zu. Diese Wanderbewegung war in den Gemeinden gern gesehen, weil sie einen generellen Aufschwung bedeutete.¹⁰⁶

Eine der Fabriken, die im Süden von Wien entstanden, war die Baumwollspinnerei Möllersdorf, welche Mitte der 1820er-Jahre von Joseph Mohr gegründet wurde. Wann genau, ist in der Literatur nicht eindeutig. Während die Heimatkundlichen Nachrichten von Traiskirchen die Gründung auf 1824 datieren¹⁰⁷, siedelt Ulla Fischer-Westhauser sie im Jahr 1826 an.¹⁰⁸ Joseph Mohr besaß bereits die Spinnereien Felixdorf und Rohrbach sowie Anteile an einer weiteren Spinnerei und einer Metallwarenfabrik in Nadelburg. Die Fabrik in Möllersdorf war durchaus erfolgreich, wurde mehrmals erneuert und entwickelte sich zu einem für das Dorf wichtigen Arbeitgeber: In den 1840er-Jahren lebten etwa 450 Menschen in Möllersdorf, in der Fabrik arbeiteten 100 bis 110 Erwachsene und 30 bis 40 Kinder.¹⁰⁹ Die Kinder waren zwischen 10 und 15 Jahre alt.¹¹⁰

Bis zu seinem Tod 1854 führte Joseph Mohr die Spinnerei Möllersdorf, dann übernahmen seine Söhne die Geschäfte. Der Betrieb lief allerdings schlecht, und 1861 wurde das Werk in Möllersdorf an Wilhelm Bidtel verkauft. Die Spinnerei wurde in eine Aktiengesellschaft umgewandelt, die schließlich 1874 liquidiert wurde.

Die in Bad Vöslau seit 1835 ansässige Actiengesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik betrieb im nahen Kurort eine Wollschlängerei mit Sortierung, eine Wäscherei und Kämmerei sowie eine Spinnerei mit Vor- und Feinspinnerei.¹¹¹ Das Unternehmen war Vorreiter in Sachen Wollindustrie in Österreich und produzierte an verschiedenen Standorten in der Donaumonarchie.¹¹² Da eine Erweiterung des Stammwerks in Vöslau nicht möglich war, wurde 1877 die bereits bestehende Baumwollfabrik Möllersdorf angekauft.¹¹³ Vermutlich handelte es sich dabei nicht um einen Betrieb, der rein auf Baumwolle ausgerichtet war, sondern auch

¹⁰⁶ Vgl. Katrin Lang, Der Lebensalltag von Textilarbeiterinnen im Industrieviertel (ungedr. Diplomarbeit Universität Wien 2017) 20.

¹⁰⁷ Vgl. Ulla Fischer-Westhauser, Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik. Ein Beispiel alter österreichischer Industriegeschichte (ungedr. Dissertation Universität Wien 1994) 31.

¹⁰⁸ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 7.

¹⁰⁹ Vgl. Fischer-Westhauser, Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik, 31-32.

¹¹⁰ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 9.

¹¹¹ Vgl. Fischer-Westhauser, Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik, 30.

¹¹² Vgl. Franz Mathis, Big Business in Österreich. Österreichische Großunternehmen in Kurzdarstellungen (Wien 1987) 336.

¹¹³ Vgl. Fischer-Westhauser, Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik, 30.

Schafwolle verarbeiten konnte. Die Maschinen wurden mit Dampf betrieben und verarbeiteten täglich etwa 500kg Kammzug zu Garn.¹¹⁴

Die Spinnerei Möllersdorf hatte bereits 1868 ein Wohnhaus für ihre Mitarbeiter*innen in der Wolfsstraße errichtet.¹¹⁵ Unter der Leitung der Vöslauer wurde diese Bautätigkeit fortgesetzt, und es entstanden zwischen 1883 und 1890 sieben weitere Arbeiterwohnhäuser. Auch die Fabrik wurde erweitert und vergrößert, sowohl durch Zubauten als auch durch die Anschaffung neuer Maschinen.¹¹⁶

Anfang des 19. Jahrhunderts gab es keine genauen Vorschriften, welche die Arbeitszeiten in den Textilfabriken regelten. 1842 wurde die Arbeitszeit für Kinder und Jugendliche auf zehn bis zwölf Stunden begrenzt, was eine Verkürzung um bis zu fünf Stunden bedeutete. 1885 wurde die Arbeit für Kinder unter 14 Jahren verboten und die maximale Arbeitszeit für alle auf elf Stunden reduziert. Frauen durften zudem keine Nachtschichten verrichten, was zwar eine Erleichterung bedeutete, aber ihnen gegenüber Männern einen zusätzlichen finanziellen Nachteil einbrachte. In der Praxis wurden diese Regelungen allerdings oft nicht oder nur fallweise eingehalten.¹¹⁷

Die Rohmaterialien für die Fabrik Möllersdorf wurden nach der Übernahme vor allem aus Bad Vöslau bezogen. Bis zur Jahrhundertwende wurde nicht nur eine eigene Betriebsfeuerwehr, sondern auch ein Lebensmittelmagazin zur Versorgung der Mitarbeiter*innen gegründet.¹¹⁸ Um 1900 steckte die österreichische Textilindustrie in einer tiefen Wollkrise. In Möllersdorf waren die Auswirkungen derselben aber nur schwach. Die Vöslauer Kammgarnwerke erhielten zahlreiche Exportaufträge und konnten sogar um Fabriken in Leitmeritz in Böhmen und Bielitz-Biala in Oberschlesien erweitert werden. 1913 kauften sie auch Aktien der Kammgarnspinnerei Brünn auf.¹¹⁹ Bis 1915 beschäftigten die Vöslauer Kammgarnfabriken über 4000 Personen, von denen etwa 3000 innerhalb der heutigen Grenzen Österreichs, etwa in Bad Vöslau oder Möllersdorf, tätig waren.¹²⁰

¹¹⁴ Vgl. Fischer-Westhauser, Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik, 35.

¹¹⁵ Vgl. Fischer-Westhauser, Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik, 33.

¹¹⁶ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 13.

¹¹⁷ Vgl. Fischer-Westhauser, Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik, 94.

¹¹⁸ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 13-14.

¹¹⁹ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 20.

¹²⁰ Vgl. Mathis, Big Business in Österreich, 337.

Mit Beginn des Ersten Weltkriegs standen in Möllersdorf die Maschinen still, da es durch den Krieg zu einem starken Mangel an Rohmaterial kam.¹²¹ Wolle, die normalerweise aus Südamerika und Australien gekauft wurde, konnte nicht mehr bezogen werden. Zusätzlich wurden die Vorräte der Kammgarnfabriken durch das Kriegsministerium beschlagnahmt, um für Kriegszwecke verbraucht zu werden.¹²² Erst 1918 war wieder eine Produktion in Möllersdorf möglich, und der Betrieb wurde unter der Leitung von Paul Mann fortgesetzt.¹²³ Aber die Ressourcen, vor allem Kohle, waren immer noch knapp und der Mangel führte zu Problemen in den Betrieben. Durch die Unzuverlässigkeit der Produktionsmöglichkeiten und den generellen Mangel an Arbeitskräften in der Nachkriegszeit war es für die Werke außerdem anfangs schwierig, Arbeiter*innen zu finden.¹²⁴

1927 beschäftigten die Werke der Vöslauer jedoch bereits wieder zwischen 2000 und 2600 Mitarbeiter*innen, 1937 waren es in Österreich trotz der Weltwirtschaftskrise in den 1930er-Jahren 3500 Mitarbeiter*innen.¹²⁵ Mit dem „Anschluss“ 1938 wurde auch der Aufsichtsrat der Vöslauer Kammgarnwerke neu zusammengestellt und das Unternehmen neu strukturiert.¹²⁶

Ab 1942 wurde in Möllersdorf die Garnproduktion eingeschränkt. Um Raum für die Erzeugung von Kriegsgerät zu schaffen, wurden sogar Maschinen abtransportiert. Während im Jahr 1942 noch 25 700 Selfaktorspindeln¹²⁷ im Einsatz waren, reduzierte sich diese Zahl bis 1943 auf 9800. Der Bestand an Ring- und Zwirns spindeln veränderte sich bis 1945 nicht.¹²⁸

Der gewonnene Platz in den Produktionshallen wurde zur Herstellung von Flugzeugersatzteilen und Nachrichtengeräten für die Wiener Neustädter Flugzeugwerke genutzt. 1943 stand zur Debatte, die Kammgarnfabrik in Bad Vöslau vollständig in einen Rüstungsbetrieb umzubauen. Damit wäre auch die Versorgung der Spinnerei Möllersdorf mit den nötigen Rohmaterialien zur Garnerzeugung nicht mehr gewährleistet gewesen. Diese Idee wurde schlussendlich nicht umgesetzt.¹²⁹

¹²¹ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 20.

¹²² Vgl. Fischer-Westhauser, Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik, 63-64.

¹²³ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 20.

¹²⁴ Vgl. Fischer-Westhauser, Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik, 66.

¹²⁵ Vgl. Mathis, Big Business in Österreich, 337.

¹²⁶ Vgl. Fischer-Westhauser, Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik, 123.

¹²⁷ Unter einer Selfaktorspindel versteht man eine automatische Spinnmaschine, die eine Weiterentwicklung der „Spinning Mule“-Spinnmaschine darstellte. Nur das Wechseln der Spulen und das Knüpfen von Fäden musste händisch gemacht werden.

¹²⁸ Vgl. Fischer-Westhauser, Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik, 148.

¹²⁹ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 20.

Im März 1945 wurde wegen der Kampfhandlungen in der Umgebung die Kammgarnfabrik Möllersdorf geschlossen. Die sowjetischen Truppen besetzten das Werk im April und richteten dort unter anderem eine provisorische Autoreparaturwerkstätte ein. Ein Teil des Materials kam während der Besatzung zu Schaden, große Teile wurden in Unordnung gebracht, wie eine Begutachtung im Mai, nachdem die sowjetischen Truppen die Fabrik verlassen hatten, ergab. Die Gebäude selbst wurden kaum beschädigt. Erst Mitte Juni 1945 konnte mit effektiven Aufräumarbeiten begonnen werden.¹³⁰ Der Betrieb des Werks wurde im August 1945 mit einer Belegschaft von 130 Arbeiter*innen und elf Angestellten wieder aufgenommen. Davon waren rund 59 Prozent Frauen.¹³¹

Unter der sowjetischen Besatzung wurde der aus Guntramsdorf stammende Dr. Dr. Franz Josef Mayer-Gunthof zum Generaldirektor der Vöslauer Kammgarnfabriken ernannt und blieb bis 1971 in dieser Position. Da er in einer Nachbargemeinde von Möllersdorf aufgewachsen war, war er insbesondere der Fabrik dort zugeneigt, was der Spinnerei Möllersdorf zugutekam.¹³² Ab 1946 wurde in Möllersdorf unter dem Werksleiter Hans Kofler der Um- und Neubau der Fabrik in Angriff genommen. Das alte Maschinenhaus wurde renoviert und zwei neue Gebäude errichtet, die das Gerätemagazin, die Betriebsfeuerwehr, die Praxis des Betriebsarztes, die Portierloge und ein Schulungszimmer beherbergten. Die Eröffnung der neuen Werksküche und des Festsaals fand 1949 statt. Im Betrieb wurden Neuerungen vorgenommen, die etwa die Beladung von Lastwagen mit dem gefertigten Garn erleichtern sollten. Auch die Kistentischlerei, in der die Verpackungen hergestellt wurden, und das Garnlager wurden umgebaut. 1951 entstand ein Brause- und Wannenbad, das den Arbeiter*innen zur Verfügung stand.¹³³

Diese Annehmlichkeiten wurden auch durch die Tatsache ermöglicht, dass die Anzahl der Beschäftigten seit 1945 stark angestiegen war. 1951 waren in Möllersdorf bereits 1303 Arbeiter*innen und 45 Angestellte beschäftigt. Auch die Produktion war sprunghaft angestiegen, was unter anderem auf die Anschaffung modernerer Maschinen zurückzuführen war, welche die alten ersetzen.¹³⁴

¹³⁰ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 20-21.

¹³¹ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 25.

¹³² Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 24.

¹³³ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 24-25.

¹³⁴ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 25.

Entscheidend für den Erfolg der Kammgarnspinnereien war der Exportsektor, der bis zu 80 Prozent aller Aufträge ausmachte. Die Garne aus dem Werk Möllersdorf wurden etwa nach Deutschland, Skandinavien, Jugoslawien, Griechenland, Israel, Russland, Argentinien, Venezuela und in den Iran sowie die Schweiz exportiert. Auch im Inland fanden sich viele Abnehmer*innen für die Produkte der Spinnerei. Die Vöslauer verfügte über firmeneigene Webereien, die beliefert wurden. So konnte die Produktion von der Rohwolle bis zum fertigen Stoff im eigenen Betrieb erfolgen.¹³⁵

1960 wurde auf dem Gelände in Traiskirchen eine neue Fabrikhalle errichtet, die auf einer Fläche von 1300m² einer Vorspinnerei und einer weiteren Zwirnerei Platz bot. Damit wurde eine große Anzahl von neuen Arbeitsplätzen geschaffen. Die Maschinen waren verhältnismäßig leicht zu bedienen, und die Arbeit konnte damit auch von „Anlernkräften“ geleistet werden. Diese wurden beim „Anlernen“ in die Tätigkeit eingeführt und brauchten keine andere, langwierige Ausbildung.¹³⁶

Die Vöslauer Kammgarnfabriken zahlten Löhne, die über dem Industriedurchschnitt in der Textilbranche lagen. 1949 bekam eine Ringspinnerin einen Stundenlohn von 49 Groschen, 1964 bereits 11,67 Schilling. Im Vergleich verdienten Arbeiter*innen der Textilbranche zu diesem Zeitpunkt durchschnittlich 10,03 Schilling. Die Bezahlung in den Werken der Vöslauer stieg bis 1969 kontinuierlich an und erreichte 15,43 Schilling pro Stunde. 1971 waren es nach der Kürzung der Arbeitszeit und einer Lohnerhöhung sogar 21,17 Schilling.¹³⁷

Ab Mitte der 1960er-Jahre war es nicht mehr möglich, alle Stellen mit inländischen Arbeitskräften zu besetzen, da in Österreich annähernd Vollbeschäftigung herrschte. Damit wurden in Möllersdorf wie in vielen anderen Fabriken „Gastarbeiter*innen“ gebraucht. Für die Spinnerei stammten diese vorwiegend aus Jugoslawien und waren hauptsächlich Frauen, aber es gab auch Türk*innen, die in der Kammgarnfabrik Möllersdorf arbeiteten.¹³⁸ 1963 kamen die ersten „Gastarbeiter*innen“ in die Werke der Vöslauer, wobei Ulla Fischer-Westhauser den Rekrutierungsvorgang als relativ simpel und inoffiziell beschreibt: Vertreter*innen der Vöslauer Kammgarnfabriken fuhren mit Reisebussen nach Jugoslawien, wo sie in Dörfern mit

¹³⁵ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 25-26.

¹³⁶ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 28.

¹³⁷ Vgl. Fischer-Westhauser, Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik, 320-321.

¹³⁸ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 29.

Megafonen ihre Arbeitsangebote verkündeten. Bewerber*innen konnten gleich mit dem Bus zum Werk gebracht werden.¹³⁹

Für diese Arbeitskräfte mussten Unterkünfte zur Verfügung gestellt werden. Deshalb wurden in Möllersdorf zwei „Gastarbeiter*innenheime“ nahe der Fabrik errichtet, in denen die Arbeiter*innen wohnen konnten.¹⁴⁰ Ulla Fischer-Westhauser beschreibt „rasch [errichtete] Wohnbaracken in Vöslau und Möllersdorf“¹⁴¹, von denen die erste 1964 bezugsfertig war. Sie soll zehn Zimmer mit 30 Betten umfasst haben.¹⁴² Zusätzlich wurden auch Privatunterkünfte gemietet. Die Verständigung erfolgte über Dolmetscher*innen, und die Anlernabläufe wurden so strukturiert, dass sie systematisch und rasch erlernt werden konnten.¹⁴³

Aber nicht nur für die Unterbringung der „Gastarbeiter*innen“, sondern auch für die einheimischen Arbeitskräfte wurden zum Teil Unterkünfte zur Verfügung gestellt. Bis 1978 wurden von den Vöslauer Kammgarnfabriken insgesamt 73 Wohnhäuser mit 670 Wohnungen errichtet, die an Mitarbeiter*innen vermietet wurden.¹⁴⁴

Unter Walter Weigl, der 1970 die Leitung des Werkes in Möllersdorf übernahm, wurde in den Jahren 1971 bis 1973 eine Spitzenauslastung erzielt. Die österreichische Textilindustrie befand sich seit den 1960er-Jahren in einer letzten Wachstumsphase, die diesen Aufschwung ermöglichte. Als die Konjunktur abflaute, geriet die Vöslauer in eine Krise.¹⁴⁵ Durch anhaltende Schwierigkeiten, Arbeiter*innen zu finden, starke Konkurrenz sowie steigende Wollpreise wurde die Situation in den 1970er-Jahren für die Werke der Vöslauer zunehmend schwieriger.¹⁴⁶ In Möllersdorf waren vor allem die Metallbranche sowie das Semperitwerk in Traiskirchen starke Konkurrenten in Bezug auf Arbeitskräfte, da diese ihren Arbeiter*innen höhere Löhne zahlen konnten.¹⁴⁷ 1974 kam es erstmals zu einer Phase der Kurzarbeit in der Spinnerei Möllersdorf, 1975 wurde im ersten Quartal beinahe vollständig kurzgearbeitet.¹⁴⁸

¹³⁹ Vgl. Fischer-Westhauser, Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik, 325.

¹⁴⁰ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 29.

¹⁴¹ Fischer-Westhauser, Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik, 325.

¹⁴² Vgl. Fischer-Westhauser, Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik, 325.

¹⁴³ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 29.

¹⁴⁴ Vgl. Fischer-Westhauser, Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik, 334.

¹⁴⁵ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 30.

¹⁴⁶ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 31.

¹⁴⁷ Vgl. Fischer-Westhauser, Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik, 325.

¹⁴⁸ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 31-32.

Doch die wirtschaftliche Lage blieb schlecht. Nach über 100 Jahren wurde das Werk Möllersdorf im Rahmen von Sparmaßnahmen innerhalb der Vöslauer Kammgarnwerke am 31. März 1976 schließlich stillgelegt.¹⁴⁹ Im Juni 1979 wurde die Spinnerei Möllersdorf endgültig geschlossen. Die betriebseigenen Wohnhäuser wurden verkauft.¹⁵⁰ Semperit erwarb 1980 das ebenfalls zum Verkauf stehende Fabrikgelände und verkaufte es 1987 an die Gemeinde Traiskirchen. 1988 eröffnete schließlich auf dem Gelände das Museum der Stadt Traiskirchen, das den Hochbau sowie einige Lager- und Produktionsräume nutzt.¹⁵¹

3.2.2 Semperitwerk Traiskirchen

Am Traiskirchner Mühlbach wurden schon seit Jahrhunderten Mühlen betrieben. Im 18. Jahrhundert entstand auf dem Areal der Wienersdorfer Grünmühle eine Seidenflorfabrik, die 1780 etwa 150 Arbeiter*innen beschäftigte.¹⁵² Das Gelände wechselte mehrmals die Hand¹⁵³ und wurde verschiedenartig genutzt, bevor der ungarische Fabrikant József Miskolczy 1897 die Fabrik erwarb und seine 1896 in Wien gegründete Gummiwarenfabrik nach Traiskirchen übersiedelte.¹⁵⁴ Dort wurde schrittweise eine Produktion von Vollgummireifen und technischen Artikeln aufgenommen.¹⁵⁵ Die Herstellung erfolgte unter anderem im Jagdschlösschen Grünmühle auf jenem Gelände, das in der Folge als Semperit-Schlössl bekannt wurde und bis 1965 auch als Verwaltungsgebäude genutzt wurde.¹⁵⁶

1906 wandelte Miskolczy sein Unternehmen in die Semperit Gummiwarenfabrik Ges. m. b. H. Traiskirchen um, da er mehr Kapital für eine größere Produktion brauchte. 1912 verschmolz der Betrieb dann mit der 1881 errichteten Österreichisch-Amerikanischen Gummiwarenfabrik in Breitensee in Wien und wurde damit zur Semperit Österreichisch-Amerikanische Gummiwerke Aktiengesellschaft. Als solche erwarb sie noch im selben Jahr die Aktienmehrheit der Asbest- und Gummiwerke Calmon Aktiengesellschaft sowie in weiterer Folge andere kleinere Werke.¹⁵⁷

¹⁴⁹ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 284.

¹⁵⁰ Vgl. Biegler, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 15.

¹⁵¹ Vgl. Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8, 32.

¹⁵² Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 80.

¹⁵³ Vgl. Biegler, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 134.

¹⁵⁴ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 251.

¹⁵⁵ Vgl. Alfred Artmayer, Manfred Bauer, Julius Böheimer, Ohne jede Chance. Der Fall Semperit (Wien 2003) 29.

¹⁵⁶ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 180.

¹⁵⁷ Vgl. Mathis, Big Business in Österreich, 270.

1899 war der wichtigste Produktionsbereich aus der Fabrik in Traiskirchen bereits die Herstellung von Reifen für Pferdefuhrwerke. Die Produktion wurde bis zur Jahrhundertwende mit Wasserkraft aus dem Mühlbach bewerkstelligt, dann wurde jedoch eine Dampfmaschine angeschafft, was die Kapazitäten stark steigerte. Durch Investitionen konnten bis 1905 ein neuer Dampfkessel, ein neuer Schlauchsaal und verschiedene neue Maschinen angeschafft werden. 1905 wurde als Reaktion auf zwei Brände im Betrieb eine Werksfeuerwehr gegründet.¹⁵⁸

Während das Unternehmen 1911 insgesamt etwa 1500 Personen beschäftigte, wuchs diese Zahl bis 1914 auf 3100 Mitarbeiter*innen an, welche in Fabriken in Traiskirchen, Breitenensee, Stadlau, aber auch in Budapest und Vysočan beschäftigt waren. Davon dürften etwa 2000 auf die Werke im heutigen Österreich entfallen sein.¹⁵⁹ Die Semperit produzierte nicht nur Gummireifen, sondern auch andere Gummiprodukte wie Hosenträger, Gummitiere, Schuhsohlen und Absätze.¹⁶⁰ 1910 hatte die Semperit in Traiskirchen auch das Gelände der ausgebrannten Malzfabrik in Wienersdorf aufgekauft und nutzte diesen Grund 1914 zur Errichtung von Werkswohnungen. Im Werk Traiskirchen arbeiteten zu diesem Zeitpunkt etwa 400 Menschen. Auch das Fabrikgelände wurde weiter modernisiert und ausgebaut.¹⁶¹

Im Ersten Weltkrieg produzierte Semperit ausschließlich für den Kriegsbedarf. Da die Versorgung mit Naturkautschuk in den Kriegsjahren bis auf Ausnahmen nicht möglich war, wurde auf Altgummi und Ersatzprodukte zurückgegriffen. Gegen Kriegsende gingen auch diese Ressourcen zur Neige, und es wurden Reifen aus Leder und Stahlköpfen hergestellt. Für das Unternehmen war die Produktion für das Militär trotzdem ein wirtschaftlicher Erfolg, da sie nicht nur Reifen, sondern beispielsweise auch Gummistiefel, technische Gummiwaren, Verbandszeug und Uniformteile herstellten.¹⁶²

Nach 1918 besserte sich die Versorgungssituation mit Rohstoffen nur langsam, aber die Produktion konnte wiederaufgenommen werden.¹⁶³ In den 1920er-Jahren verschmolzen die Gummi- und Kabelwerke Joseph Reithoffer's Söhne Aktiengesellschaft und die Vereinigte Gummiwarenfabrik Wimpassing mit der Semperit Aktiengesellschaft. Auch diese Unternehmen waren jeweils durch die Zusammenlegung von verschiedenen Fabriken

¹⁵⁸ Vgl. Artmäuer, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 29.

¹⁵⁹ Vgl. Mathis, Big Business in Österreich, 270.

¹⁶⁰ Vgl. Biegler, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 134.

¹⁶¹ Vgl. Artmäuer, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 31.

¹⁶² Vgl. Artmäuer, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 31-32.

¹⁶³ Vgl. Artmäuer, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 32.

entstanden. So ergab sich die Grundlage des Semperit-Konzerns.¹⁶⁴ Das Werk in Breitensee, das Bälle und technische Artikel herstellte, wurde nach und nach aufgelassen und 1928 endgültig geschlossen. Trotzdem entwickelte sich Semperit mit etwa 5000 Mitarbeiter*innen zu einem der größten und bedeutendsten Unternehmen Österreichs.¹⁶⁵

In dieser Zeit setzte Semperit auf Werbung, um sich als Marke zu etablieren, was eindrucksvoll gelang. Auch das Semperit-Signet, ein geschwungenes blaues S in einem Kreis, stammt aus den 1920er-Jahren.¹⁶⁶ Der Name Semperit wurde bereits von József Miskolczy geprägt, und leitet sich vom lateinischen „semper it“, übersetzt „er geht immer“, ab. Der Name war eine Anspielung auf die Haltbarkeit der produzierten Reifen, die sich aber den meisten Käufer*innen mangels Lateinkenntnissen nicht erschlossen haben dürfte.¹⁶⁷

1921 und 1922 wurde das Traiskirchner Werk erneut ausgebaut und um einen Baracken-Zubau und ein Kesselhaus erweitert. Auch technisch wurde das Werk in den 1920er-Jahren immer wieder erneuert, um es auf die Produktion von Ballonreifen einzustellen und neue Herstellungstechniken, wie die Verwendung von Cordgewerbe, zu ermöglichen.¹⁶⁸ Für die Russmischer*innen wurde ein zusätzliches Wannen- und Brausebad errichtet, um die hygienischen Bedingungen im Betrieb zu verbessern.¹⁶⁹ 1927 deckte Semperit 60 Prozent des österreichischen Bedarfs an Luftreifen und sogar 90 bis 95 Prozent des Bedarfs an Massiv- und Luftkammerreifen. Das bedeutete einen großen Aufschwung. Auch im Export war Semperit zunehmend erfolgreich.¹⁷⁰

Die Wirtschaftskrise in den 1930er-Jahren führte dazu, dass auch bei Semperit viele Mitarbeiter*innen entlassen wurden und der Stand der Belegschaft kurzfristig auf insgesamt etwa 3000 Personen in Österreich sank.¹⁷¹ Noch 1931 wurde jedoch ein weiteres Werk in Traiskirchen auf dem Areal der ehemaligen Spuller- oder Teichmühle erworben, wo die fertigen Reifen gespritzt und adjustiert wurden.¹⁷² Die Fabriken in Steyr und in Stadlau wurden während der Wirtschaftskrise geschlossen, wodurch Traiskirchen und Wimpassing als einzige Semperit-

¹⁶⁴ Vgl. Peter Schlifke, Ein Haus in Traiskirchen. Semperit Reifen. Die ersten 100 Jahre. (Traiskirchen 1996) 146-147.

¹⁶⁵ Vgl. Mathis, Big Business in Österreich, 271.

¹⁶⁶ Vgl. Biegler, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 134.

¹⁶⁷ Vgl. Artmäuer, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 30.

¹⁶⁸ Vgl. Artmäuer, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 32-34.

¹⁶⁹ Vgl. Schlifke, Ein Haus in Traiskirchen, 32.

¹⁷⁰ Vgl. Schlifke, Ein Haus in Traiskirchen, 33.

¹⁷¹ Vgl. Mathis, Big Business in Österreich, 271.

¹⁷² Vgl. Schlifke, Ein Haus in Traiskirchen, 33.

Produktionsstätten in Österreich verblieben.¹⁷³ Die Krise konnte auch deshalb gut überwunden werden, weil gerade in den 1930er-Jahren technische Verbesserungen und die Einführung der Fließbandarbeit zu einer starken Optimierung der Produktion führten.¹⁷⁴ Die Beschäftigungszahlen erholten sich rasch, und 1938 arbeiteten bei Semperit in Traiskirchen etwa 2100 Personen, im Werk Wimpassing zusätzlich etwa 2000 Mitarbeiter*innen.¹⁷⁵ Dieser Darstellung widersprechen Alfred Artmäger, Manfred Bauer und Julius Böheimer, die für Traiskirchen eine Beschäftigungszahl von 760 Personen für 1937 nennen und eine wirtschaftlich schwierige Situation beschreiben, die von zumindest zeitweisen Entlassungen und Kurzarbeit geprägt war.¹⁷⁶

Schon 1934 wurde durch den Austrofaschismus der Betriebsrat der Semperit aufgelöst und die Verwaltung des Krankenfonds an die Gemeinde Traiskirchen übergeben.¹⁷⁷ Mit dem „Anschluss“ an das nationalsozialistische Deutschland veränderte sich Semperit jedoch grundlegend. Verschiedene andere Gummifabriken, etwa das Congo-Werk in Kottlingbrunn, wurden aufgelöst und an Semperit übergeben. Außerdem wurde eine wirtschaftlich und technisch bedeutende Zusammenarbeit mit dem deutschen Reifenhersteller Continental geschlossen.¹⁷⁸ Für die Rüstungsindustrie war Semperit ein wichtiger Produzent und erlebte somit im Vorfeld des Zweiten Weltkriegs einen starken Aufschwung, der sich auch durch die Errichtung neuer Produktionsgebäude zeigte. Die nationalsozialistischen Ideale wurden im Werk sogar in der Betriebsordnung als grundlegend festgehalten. Aber der „Anschluss“ bedeutete auch eine Modernisierungswelle, in der Produktion und der Art der genutzten Maschinen wie in der Organisation der Arbeit.¹⁷⁹ Vor Kriegsbeginn arbeiteten in Traiskirchen nun etwa 1500 Menschen auf einem Gelände, das 180 000m² umfasste.¹⁸⁰ Hier wurden zusätzlich zur herkömmlichen Produktpalette auch Laufrollen für Panzerfahrzeuge und Flugzeuge hergestellt.¹⁸¹

Im Zweiten Weltkrieg wurde das Werk nicht nur durch das Ausheben von Splittergräben und strenge Verdunkelung, sondern auch durch das Anlegen eines Löschteiches und das Streichen

¹⁷³ Vgl. Gerhard Stadler. Das industrielle Erbe Niederösterreichs. Geschichte, Technik, Architektur (Wien/Köln/Weimar 2006) 791.

¹⁷⁴ Vgl. Artmäger, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 36.

¹⁷⁵ Vgl. Mathis, Big Business in Österreich, 271.

¹⁷⁶ Vgl. Artmäger, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 36.

¹⁷⁷ Vgl. Artmäger, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 36.

¹⁷⁸ Vgl. Artmäger, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 37.

¹⁷⁹ Vgl. Artmäger, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 43-44.

¹⁸⁰ Vgl. Schlifke, Ein Haus in Traiskirchen, 47.

¹⁸¹ Vgl. Artmäger, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 37.

der Betriebsgebäude mit grüner Farbe vor Luftangriffen geschützt.¹⁸² Zusätzlich wurden in der Nähe der Semperit-Werke Luftschutzstollen angelegt, die den Mitarbeiter*innen im Ernstfall Schutz bieten sollten und etwa 950 Personen Platz boten.¹⁸³ Obwohl 1944 die Gegend um Traiskirchen stark bombardiert wurde, etwa die Flugzeugwerke in Wiener Neustadt, wurde das Semperit-Werk Traiskirchen nicht durch Luftangriffe getroffen.¹⁸⁴

Ein Versuch, 1945 die Reifenproduktion in Sandsteinhöhlen bei Melk zu verlegen, um der anrückenden sowjetischen Armee zu entgehen, scheiterte. Bis Ende Februar wurde in Traiskirchen bei Semperit noch gearbeitet, dann standen die Maschinen still. Anstelle der Sprengung des Werks wurden die Produktionsmittel lediglich lahmgelegt, um ihre Verwendung durch die Besatzer*innen zu verunmöglichen. Bereits am 9. April 1945, wenige Tage nach der Besetzung, wurde das Werk Traiskirchen von Mitarbeiter*innen begutachtet. Sie stellten zwar große Unordnung, jedoch keine Zerstörung der Gebäude fest.¹⁸⁵

Schon am 23. April wurden wieder Reifen produziert, diesmal für die sowjetische Armee. Im Sommer erfolgte dann die Räumung des Werkes durch die Besatzer*innen. Teile des Bestandes an Maschinen und Material konnten jedoch erfolgreich versteckt werden. Die Fabrik wurde im August 1945 leer an die Belegschaft übergeben, und es konnte mit Aufräumarbeiten begonnen werden. Der Mangel an tauglichen Produktionsmöglichkeiten und Rohstoffen bereitete große Probleme. Trotzdem arbeiteten bereits im Oktober 1945 wieder 410 Menschen im Traiskirchner Betrieb, für die auch eine Werksküche eingerichtet wurde. Die Leitung des Werks übernahm Friedrich Ganglberger.¹⁸⁶

Die Zukunft von Semperit war, da das Werk in Traiskirchen durch den Abtransport der meisten Maschinen stark beeinträchtigt war und die Fabriken im Ausland verloren gegangen waren, zunächst ungewiss. Der Wiederaufbau war mühsam, schritt aber erstaunlich rasch voran.¹⁸⁷ Ähnlich wie in Traiskirchen verhielt sich die Situation im Werk Wimpassing. Mit den vor dem Kriegsende abtransportierten Semperit-Maschinen wurden 1948 in Linz-Wescheid und

¹⁸² Vgl. Schlifke, Ein Haus in Traiskirchen, 47.

¹⁸³ Vgl. Markus Schmitzberger, Luftschutzstollen Traiskirchen. Semperitwerke. In: Geheimprojekte. Online unter: http://www.geheimprojekte.at/ls_traiskirchen_sempelit.html (12.2.25).

¹⁸⁴ Vgl. Artmäuer, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 39.

¹⁸⁵ Vgl. Artmäuer, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 40.

¹⁸⁶ Vgl. Artmäuer, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 41-42.

¹⁸⁷ Vgl. Schlifke, Ein Haus in Traiskirchen, 55.

Deggendorf weitere Semperit-Standorte gegründet. Bereits 1949 zählte die Semperit Gummiwaren GmbH etwa 6000 Beschäftigte.¹⁸⁸

In den 1950er-Jahren nahm Semperit die Strategie der Expansion wieder auf, wobei sie ihre Produktion von der Gummiindustrie auch auf die chemische Industrie ausweitete.¹⁸⁹ In Traiskirchen wurden die beiden Werke ausgebaut und modernisiert. Auch der Sozialbereich, etwa die sanitären Anlagen und die Küche, wurde verbessert. Die Sportsektion des Betriebs, die ihre Tätigkeit bereits knapp nach Kriegsende aufgenommen hatte, wurde mit der Errichtung eines Sportplatzes mit Tennis-, Fußball- und Handballplatz sowie einer Lauf- und Sprungbahn auf dem Gelände wieder konkurrenzfähig.¹⁹⁰ Durch die steigende Motorisierung wurden in Österreich mehr Reifen gebraucht, was den Absatz von Semperit steigerte. Dadurch konnten die Modernisierungsmaßnahmen im ganzen Betrieb weitergeführt werden – es wurden neue Maschinen aufgestellt und sogar ein eigenes Schwimmbad gebaut.¹⁹¹

Die Produktion in Traiskirchen wuchs in den 1960er-Jahren beständig an. Es wurde vor allem auf Automatisierung der Fertigung und den Ankauf von neuen Maschinen gesetzt, was den Abriss und Neubau von Fabrikgebäuden nach sich zog.¹⁹² Dabei verschwanden die letzten Überreste der Spuller- oder Teichmühle, da auf diesem Teil des Geländes eine neue mechanische Werkstätte errichtet wurde. Auch das Schlössl wurde aus Platzgründen abgerissen.¹⁹³ Trotz dieser massiven Bauarbeiten wurde die Produktion aufrechterhalten. 1965 produzierten im Werk Traiskirchen 3129 Arbeiter*innen durchschnittlich 12500 Stück Autoreifen täglich.¹⁹⁴ Im gleichen Jahr eröffnete Semperit in Wien an der Wiedner Hauptstraße ein repräsentatives Verwaltungsgebäude, das auch Symbol des aufstrebenden Unternehmens war.¹⁹⁵

Zwischen 1956 und 1970 verdreifachte sich der Umsatz von Semperit, und der Exportanteil stieg auf 41 Prozent. Mehrheitsaktionär und Hausbank war dabei die Creditanstalt-Bankverein, die vom Aufstieg der Firma profitierte. Die Semperit bestand 1967 aus dem Stammwerk Wimpassing, dem Reifenwerk Traiskirchen, dem Industriewerk in Linz, dem Asbestwerk in

¹⁸⁸ Vgl. Mathis, *Big Business in Österreich*, 272.

¹⁸⁹ Vgl. Gerhard Stadler, *Das industrielle Erbe Niederösterreichs*, 791.

¹⁹⁰ Vgl. Schlifke, *Ein Haus in Traiskirchen*, 62-63.

¹⁹¹ Vgl. Schlifke, *Ein Haus in Traiskirchen*, 65.

¹⁹² Vgl. Schlifke, *Ein Haus in Traiskirchen*, 77-79.

¹⁹³ Vgl. Schlifke, *Ein Haus in Traiskirchen*, 80-82.

¹⁹⁴ Vgl. Schlifke, *Ein Haus in Traiskirchen*, 83.

¹⁹⁵ Vgl. Artmäuer, Bauer, Böheimer, *Der Fall Semperit*, 51.

Stadlau, dem Regenerationswerk in Wimpassing und der Kordfabrik Traiskirchen. Zusätzlich unterhielt sie Filialen in Wien, Graz, Innsbruck, Klagenfurt, Linz und Salzburg sowie Exportgesellschaften im Ausland. An weiteren Werken im In- und Ausland war Semperit Teilhaber.¹⁹⁶

Auch bei Semperit war der Mangel an Arbeitskräften ein Thema. Bereits seit den 1960er-Jahren wurden im Betrieb „Gastarbeiter*innen“ angestellt, zu Beginn der 1970er-Jahre verschärfte sich die Situation weiter. Die Arbeiter*innen wurden bei Semperit gut ausgebildet, blieben allerdings nach der Ausbildung nicht immer im Werk. 1970 erreichte die Fluktuation einen Höchststand von 21 Prozent. Eingestellt wurden hauptsächlich „Gastarbeiter*innen“.¹⁹⁷

1973 begann Semperit eine Zusammenarbeit mit dem Michelin-Tochterkonzern Kléber, einem französischen Reifenhersteller. Damit verloren die österreichischen Führungskräfte jedoch einiges an Mitspracherechten. Ziel war, dass sich die beiden Firmen in ihrer Produktpalette ergänzen und kooperieren, um wirtschaftlich erfolgreicher zu sein. Dabei wurde aber nach und nach die Reifenproduktion nach Frankreich verlagert, was für Semperit ein Nachteil war.¹⁹⁸ 1974 führte die Ölkrise dazu, dass Semperit gerade in der Reifensparte starke Auslastungsprobleme erfuhr – ein Umstand, den die Fusion mit Kléber nicht verhindern konnte. Gleichzeitig stiegen die Preise für die benötigten Rohstoffe. Als ein weiteres Problem stellt sich die große Produktvielfalt des Unternehmens heraus. Semperit produzierte nicht nur Reifen, sondern auch Schuhe – 1967 erwarb das Unternehmen die Rechte für „Hush Puppies“-Schuhe –, Freizeit- und Sportartikel. Diese Diversität war schwer zu strukturieren und zu lagern. Auch die Entstehung der EWG und die miteinander gehenden Zölle waren für Semperit eine Erschwerung, so wie die Konkurrenz und Innovation durch andere Reifenproduzenten, beispielsweise Michelin.¹⁹⁹ Trotz der schwierigen Situation wurden in Traiskirchen zahlreiche Wohnbauten für die Mitarbeiter*innen der Semperit geschaffen, die sich auch auf die Einwohnerzahlen der Gemeinde Wienersdorf auswirkten: Während 1970 1114 Menschen gezählt wurden, waren es 1986 bereits 2462 Einwohner*innen. Die Bevölkerung hatte sich innerhalb von 16 Jahren mehr als verdoppelt.²⁰⁰

¹⁹⁶ Vgl. Artmäuer, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 47-49.

¹⁹⁷ Vgl. Schlifke, Ein Haus in Traiskirchen, 84.

¹⁹⁸ Vgl. Artmäuer, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 54-55.

¹⁹⁹ Vgl. Artmäuer, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 52-53.

²⁰⁰ Vgl. Biegler, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 131.

1975 ging der Umsatz stark zurück. In Traiskirchen war die Autoreifenproduktion nur zu 75 Prozent ausgelastet, und die zuletzt erfolgreichen Lastwagenreifen waren weniger gefragt. Die Mitarbeiterzahl im Semperit-Konzern verringerte sich um insgesamt etwa 1000 Beschäftigte.²⁰¹ 1978 wurde in Traiskirchen in der Wickelei fast einen Monat lang gestreikt, um höhere Löhne zu erwirken. Die Forderungen konnten jedoch aufgrund der wirtschaftlichen Lage nicht erfüllt werden. Der Verkauf des 1965 errichteten Verwaltungsgebäudes in Wien sollte dem Unternehmen neues Kapital verschaffen, die Lage blieb jedoch angespannt.²⁰²

1979 wurde die Zusammenarbeit zwischen Kléber und Semperit aufgelöst. Obwohl die Kooperation eine Qualitätssteigerung bewirkt hatte, war es den beiden Unternehmen nicht möglich, eine einheitliche Produktion und eine gemeinsame Reifenmarke zu verwirklichen.²⁰³ Artmäuer, Bauer und Böheimer begründen die Trennung von Kléber durch den steigenden Druck von Michelin, welcher die vollständige Verschmelzung der beiden Unternehmen zum Ziel hatte.²⁰⁴ Unter anderem durch sogenannte „Freischichten“, bei denen die Mitarbeiter*innen vier Schichten lang gratis für Semperit arbeiteten, um das Unternehmen zu unterstützen, gelang die Sanierung nach dem Ende der Zusammenarbeit.²⁰⁵

1980 wurde, auch durch größere Investitionen der Creditanstalt-Bankverein, ein erfolgreicherer Jahr. Semperit stellte einige neue Reifen vor, etwa einen „Benzinsparreifen“, und konnte so die Verluste verringern. Trotzdem musste weiter Personal eingespart werden: die Belegschaft sank in Traiskirchen von 4455 auf 3774 Mitarbeiter*innen.²⁰⁶ Diesen Verlust an Arbeiter*innen zeigt Abbildung 5 ganz deutlich, so wie den Höchststand an Beschäftigten im Jahr 1974. Sowohl die Reifenproduktion als auch der Personalstand erreichten in den 1970er-Jahren ihren Höhepunkt. Während die Produktion in den 1980er-Jahren jedoch sank, blieb die Anzahl der Arbeiter*innen im Werk Traiskirchen relativ hoch.

1985 wurde Semperit schließlich von der Continental Aktiengesellschaft aufgekauft. Traiskirchen war das zweitgrößte Werk des deutschen Reifenherstellers und für die Herstellung von Auto- und Lastwagenreifen zuständig.²⁰⁷ Große Umbauten und Erneuerungen im Werk

²⁰¹ Vgl. Schlifke, Ein Haus in Traiskirchen, 93.

²⁰² Vgl. Schlifke, Ein Haus in Traiskirchen, 97.

²⁰³ Vgl. Gerhard Stadler. Das industrielle Erbe Niederösterreichs, 792.

²⁰⁴ Vgl. Artmäuer, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 57.

²⁰⁵ Vgl. Artmäuer, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 68-69.

²⁰⁶ Vgl. Schlifke, Ein Haus in Traiskirchen, 100-101.

²⁰⁷ Vgl. Gerhard Stadler. Das industrielle Erbe Niederösterreichs, 792.

folgten, aber bereits 1985 waren 1000 Mitarbeiter*innen weniger in Traiskirchen bei Semperit tätig. Trotzdem war Semperit weiterhin eine Qualitätsmarke, die auch Innovationen auf den Markt brachte.²⁰⁸

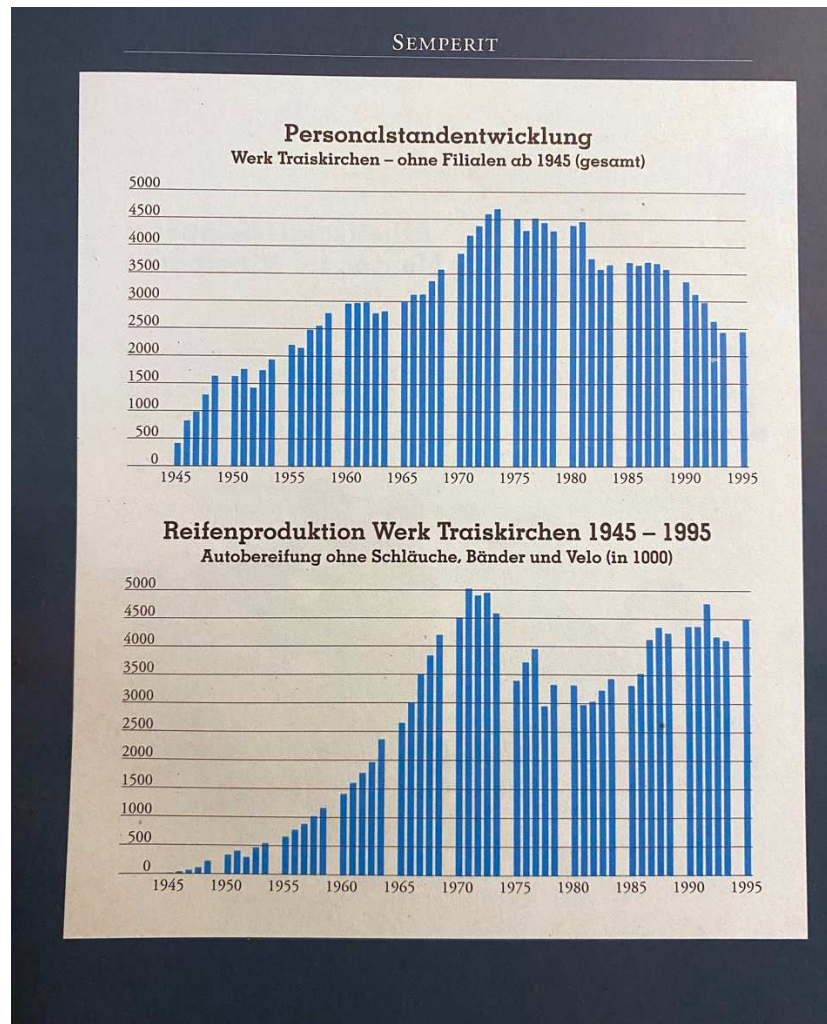


Abbildung 5: Personalentwicklung und Reifenproduktion im Werk Traiskirchen, In: Peter Schlifke, Ein Haus in Traiskirchen. Semperit Reifen. Die ersten 100 Jahre. (Traiskirchen 1996), 135.

1994 waren noch 2600 Personen bei Semperit Reifen im Einsatz.²⁰⁹ Continental begann bereits in den 1990er-Jahren damit, osteuropäische Potentiale zu erschließen. Durch die Errichtung eines Werks in Hannover, in das die Entwicklungs- und Forschungsabteilung verlegt wurde, verlor Traiskirchen trotz positiver Bilanzen weiter an Bedeutung.²¹⁰ Die Produktion wurde bis 2001 von Continental durch das Budget schrittweise limitiert. Es folgten auch Entlassungen. Schließlich wurde für 2002 das Ende der Reifenproduktion in Traiskirchen bekanntgegeben –

²⁰⁸ Vgl. Schlifke, Ein Haus in Traiskirchen, 114.

²⁰⁹ Vgl. Gerhard Stadler. Das industrielle Erbe Niederösterreichs, 792.

²¹⁰ Vgl. Artmäger, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 84-85.

ein Beschluss, an dem auch die Intervention von lokalen Politikern und der Protest der Mitarbeiter*innen nichts änderten.²¹¹

Mit der Schließung verloren 1500 Menschen ihre Arbeit und für Traiskirchen verschwand ein Betrieb, der die Stadtgeschichte über 100 Jahre geprägt hatte, mit dem Werk eine Marke, die in Österreich jede*r kannte. Das Gelände der Semperit lag zehn Jahre lang brach, dann wurde es zu einem Gewerbepark umgestaltet, den heute etwa 65 Unternehmen mit rund 700 Mitarbeiter*innen bewirtschaften.²¹²

3.3 Migration in Traiskirchen

Die Stadt Traiskirchen ist eng mit dem Thema Migration verknüpft. Das Areal der ehemaligen k.u.k. Artillerie-Kadettenakademie wurde 1956 in ein provisorisches Auffanglager umfunktioniert, das Menschen, die während des Ungarischen Volksaufstands flüchteten, aufnahm.²¹³ Die geflüchteten Ungar*innen wurden von einer „Welle der Hilfsbereitschaft“²¹⁴ empfangen, und innerhalb weniger Monate stieg ihre Anzahl in Traiskirchen auf mehrere tausend Menschen an. Nach dem sowjetischen Militärschlag auf Budapest im November 1956 waren kurzzeitig etwa 6000 Flüchtende in Traiskirchen untergebracht, was annähernd der Stadtbevölkerung entsprach. Die Versorgung der Geflüchteten gestaltete sich als eine große Herausforderung, die auch mit Unterstützung der Traiskirchner*innen so gut wie möglich bewältigt werden konnte.²¹⁵ Ab Oktober 1956 waren rund 3000 Flüchtlinge auf dem Gelände der Kadettenschule untergebracht, was etwa den Ausbau der dortigen Kläranlagen erforderte. Bis 1958 sank die Anzahl an Geflüchteten in der Kadettenschule auf 1255 Personen, was immer noch etwa ein Sechstel der Bevölkerung Traiskirchens ausmachte.²¹⁶

Im Jahr 1959 wurde vom Innenministerium beschlossen, dass auch Flüchtlinge aus Jugoslawien in Traiskirchen untergebracht werden sollten. Die Bevölkerung sah diese Entwicklung mit Widerwillen, da sie eine Rückkehr zu einer Höchstbelegung der Kadettenakademie befürchtete. Der Gemeinderat richtete an das Ministerium eine Resolution, in der er die Präsenz der Flüchtlinge als Belastung beschrieb und von „ständigen Polizeiwidrigkeiten und kriminellen

²¹¹ Vgl. Artmäger, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 87.

²¹² Vgl. Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Klima- und Umweltschutz, Regionen und Wasserwirtschaft, Ehem. Semperit Werke, Traiskirchen (NÖ). In: Brachflächen Dialog. Best Practice. Online unter: <https://www.brachflaechen-dialog.at/best-practice/ehem-semperit-werke-traiskirchen> (12.5.2025).

²¹³ Vgl. Waldhäusel, Geschichte des Flüchtlingslagers Traiskirchen 12.

²¹⁴ Puchinger, Von der Kadettenschule zum Flüchtlingslager, 176.

²¹⁵ Puchinger, Von der Kadettenschule zum Flüchtlingslager, 176-177.

²¹⁶ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 167-168.

Vorfällenheiten“²¹⁷ sprach. Er forderte im Sinne der Gemeinde Traiskirchen die Auflösung des Flüchtlingsheims.²¹⁸

Dieser Antrag hatte jedoch keinen Erfolg. Ab 1960 wurden Menschen unterschiedlicher Herkunft auf dem Gelände der Kadettenschule untergebracht, darunter Jugoslaw*innen, welche bereits 1960 die Ungar*innen als Mehrheit der Bewohner*innen ablösten, Albaner*innen, Tschech*innen, Pol*innen, Bulgar*innen, Rumän*innen und Griech*innen.²¹⁹ Da die Flüchtlinge aufgrund ihres Status nicht legal arbeiten konnten, versuchten manche, sich durch Schwarzarbeit Geld zu verdienen, um sich so beispielsweise zusätzliche Lebensmittel kaufen zu können und das Essen aus der Großküche zu vermeiden, oder schlicht, um eine Beschäftigung zu haben.²²⁰ Viele Menschen waren nach ihrer Ankunft von den Bedingungen, die sie im Flüchtlingsheim vorfanden, enttäuscht und empört. Diese Ablehnung, unabhängig von den tatsächlichen Zuständen, befeuerte das Vorurteil, dass die Geflüchteten undankbar seien.²²¹

1968 kam es in der Folge von Unruhen in der Tschechoslowakei, dem sogenannten „Prager Frühling“, zu einer erneuten Fluchtbewegung. Tausende Tschechoslowak*innen flohen nach Österreich und auch nach Traiskirchen, das mittlerweile als Flüchtlingsunterkunft bekannt war. Im Flüchtlingsheim wurden allerdings nur Asylwerber*innen untergebracht. Tschechoslowak*innen, die aufgrund der unsicheren politischen Situation in ihrem Herkunftsland zumeist nicht sofort Asyl beantragten, kamen deswegen zwar nach Österreich und speziell nach Traiskirchen, wurden aber nicht in offiziellen Flüchtlingsunterkünften aufgenommen. Stattdessen verdienten sie ihr Geld durch Schwarzarbeit, lebten in eigenen Wohnungen oder zum Teil auch in ihren Autos auf den Straßen von Traiskirchen. Das führte zu hygienischen Problemen, und die Stadt intervenierte mit dem Bau von Baracken auf dem Gelände des aufgelassenen Freibads. Trotzdem bedeuteten die Zustände auch, dass die Bevölkerung von Traiskirchen direkt mit den Konsequenzen der Flüchtlingsbewegung konfrontiert wurde. Diese Entwicklung sollte sich im Laufe der Zeit mehrmals wiederholen.²²²

²¹⁷ Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 171.

²¹⁸ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 171.

²¹⁹ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 173.

²²⁰ Vgl. Waldhäusel, Geschichte des Flüchtlingslagers Traiskirchen, 21.

²²¹ Vgl. Waldhäusel, Geschichte des Flüchtlingslagers Traiskirchen, 50.

²²² Vgl. Waldhäusel, Geschichte des Flüchtlingslagers Traiskirchen, 37-39.

In den 1970er-Jahren kamen erstmals Flüchtlinge von außerhalb Europas nach Österreich. Die erste Gruppe dieser Art waren Menschen aus Uganda, die aus ihrem Herkunftsland vertrieben worden waren.²²³ Auch die politische Situation in Chile war zu dieser Zeit instabil, was zu mehreren Putschversuchen und politischer Verfolgung führte. Viele Menschen flüchteten nach dem Sturz Allendes vor der Militärdiktatur Pinochets. Ab 1973 nahm Österreich, und damit auch die Flüchtlingsunterkunft in Traiskirchen, Chilen*innen auf.²²⁴

In den 1960er- und 1970er-Jahren waren auf dem Gelände der ehemaligen Kadettenakademie Flüchtlinge vieler verschiedener Nationalitäten untergebracht, deren Anzahl einem Abkommen zufolge 1500 Personen nicht überschreiten sollte.²²⁵ Die Aufnahme von Geflüchteten geschah in Österreich nicht nur aus humanitären, sondern zum Teil auch aus wirtschaftlichen Gründen. Gerade qualifizierte Arbeitskräfte, die in Österreich in ihrem Beruf rasch Arbeit finden konnten, sollten im Land bleiben.²²⁶ Auch als Schwarzarbeiter*innen leisteten Flüchtlinge in Traiskirchen einen Beitrag.

Das Flüchtlingsheim in Traiskirchen ist bis heute für viele geflohene Menschen ihre erste Station in Österreich, die erste Anlaufstelle für Asylsuchende. Der Umgang mit der Flüchtlingsunterkunft ist bis heute geprägt von Ablehnung und Hilfsbereitschaft und hat die Stadt Traiskirchen immer wieder zum Diskussionsmittelpunkt des Themas Migration gemacht.²²⁷

4. Werkszeitungen

„Und das gleiche gilt für eine Werkszeitung [...] die gibt Informationen an die Mitarbeiter, für die Mitarbeiter, und manchmal auch gezielt vom Vorstand, um etwas unter die Mitarbeiter zu lancieren, oder mitzuteilen, sie zu motivieren, sie zu überzeugen und vielleicht auch zu manipulieren – ich will das gar nicht ausschließen, aber es ist ein Medium, um den Mitarbeiter zu erreichen.“²²⁸

Diese Definition der Funktion einer Werkszeitung lieferte einer der Zeitzeugen, die ich zu Semperit befragte. Sie deckt sich mit jener, die das Gabler Wirtschaftslexikon postuliert. Eine Werkszeitung oder Werkszeitschrift, auch Mitarbeiterzeitung genannt, ist daher eine periodisch

²²³ Vgl. Waldhäusel, Geschichte des Flüchtlingslagers Traiskirchen, 40.

²²⁴ Vgl. Waldhäusel, Geschichte des Flüchtlingslagers Traiskirchen, 46.

²²⁵ Vgl. Puchinger, Von der Kadettenschule zum Flüchtlingslager, 211-212.

²²⁶ Vgl. Waldhäusel, Geschichte des Flüchtlingslagers Traiskirchen, 41.

²²⁷ Vgl. Stadtgemeinde Traiskirchen, Bundesbetreuungseinrichtung Traiskirchen. In: Stadtgemeinde Traiskirchen. Online unter: <https://www.traiskirchen.gv.at/portrait-traiskirchen/bundesbetreuungseinrichtung-traiskirchen/> (12.2.25).

²²⁸ Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus, 36:37-37:12.

erscheinende Druckschrift, die von einem Unternehmen für seine Mitarbeiter*innen herausgegeben wird. Diese Art von Zeitung dient grundsätzlich der Information und Meinungsbildung der Belegschaft, der innerbetrieblichen Werbung und der Verbesserung des Betriebsklimas sowie dem Kontakt zwischen Mitarbeiter*innen und Führungsetage.²²⁹ Diese Blätter richten sich in erster Linie an die aktive Belegschaft des Betriebs, aber auch an pensionierte ehemalige Mitarbeiter*innen. Eine zweite Öffentlichkeit, von der Werkszeitungen gelesen werden, sind Familien und Freunde der Angestellten, die sich über den Arbeitsplatz und die Entwicklungen ihrer im Unternehmen beschäftigten Angehörigen informieren wollen.²³⁰

Werkszeitschriften haben also ein konkretes Zielpublikum und verfolgen konkrete Absichten. Sie sollen die Mitarbeiter*innen integrieren und diese von ihrem Unternehmen überzeugen. Das wird nicht durch die offene Vorgabe der Meinung, sondern vor allem durch persuasive Argumente erreicht. Dazu gehört etwa das Appellieren an eine große, glückliche „Werksfamilie“, die zusammenhalten muss. Die Belegschaft soll sich mit ihrem Unternehmen identifizieren und sich ihm gegenüber loyal verhalten. Neben dieser emotionalen Verbundenheit gibt es auch die Möglichkeit, über Ziele der Firma zu informieren und die Mitarbeiter*innen zum Erreichen dieser anzuapornen. Dabei kann die Werkszeitschrift die Arbeiter*innen selbst in den Mittelpunkt stellen, etwa durch Interviews am Arbeitsplatz. Gezeigt werden Idealtypen der Belegschaft, welche die Angestellten trotz ihrer tatsachenbetonten Herangehensweise von der Qualität ihres Unternehmens überzeugen sollen.²³¹

Die Werkszeitungen richten sich nach den Bedürfnissen ihres Betriebs, gleichen sich aber doch in vielen Punkten, unabhängig von der Sparte, in der ihre Firma tätig ist. Sie berichten häufig nicht nur über personelle und betriebliche Nachrichten, wie über den Betriebssport, liefern wirtschaftliche oder politische Informationen und beinhalten Leitartikel, Botschaften der Direktion, Interviews mit Mitarbeiter*innen, sondern die Zeitschriften enthalten auch Berichte zu Jubiläen, Witze und Karikaturen, Kurzgeschichten, Gedichte und Fotos. Diese

²²⁹ Vgl. Thomas Bartscher, Werkszeitschrift. In: Gabler Wirtschaftslexikon, Online unter: <https://wirtschaftslexikon.gabler.de/definition/werkszeitschrift-48106> (20.6.25).

²³⁰ Vgl. Erika Schneider, Funktion und Methoden der österreichischen Werkzeitschriften. Eine quantitativ-qualitative Inhaltsanalyse (ungedr. Diss. Universität Salzburg 1985) 30.

²³¹ Vgl. Friederike Glavanovic, Höheres Unternehmenscommitment durch Mitarbeiterzeitungen? (Ungedr. Diplomarbeit Universität Wien 1999) 48-49.

Themenvielfalt soll die Interessen der Mitarbeiter*innen abbilden und ansprechen.²³² Werkszeitschriften werden am häufigsten per Post an die Belegschaft verschickt oder am Arbeitsplatz verteilt. Wie sie unter die Arbeiter*innen gebracht wird, bestimmt auch, wer die Zeitung schlussendlich in die Hände bekommt. Wenn das Blatt nach Hause geschickt wird, wird es häufiger auch von Familienangehörigen gelesen.²³³

Erika Schneider beschreibt in ihrer Dissertation vier Typen von Werkszeitungen. Die erste bezeichnet sie als traditional-orientierte Organe, bei denen konservative Wertvorstellungen und die Hierarchie innerhalb des Unternehmens im Vordergrund stehen. Solche Werkszeitungen beschäftigen sich häufig mit Geschichten aus dem Betrieb, veröffentlichen etwa Personen-Portraits, und die Firmenleitung steht öfter im Mittelpunkt von Artikeln. Konflikte und Kritik werden nicht thematisiert.²³⁴ Der zweite Typ ist das zweckrational-orientierte Organ, das sich vor allem um ein positives Image des Unternehmens bemüht. Diese Werkszeitungen berichten vermehrt über die Leistungen und Erfolge der Firma und öffentlichkeitswirksame Ereignisse, wie etwa hochrangige Besucher*innen im Werk. Einzelne Mitarbeiter und private Aspekte finden nur selten Erwähnung.²³⁵ Als dritte Art von Werkszeitschrift nennt Schneider die personal-orientierten Organe. Diese zeichnen sich dadurch aus, dass sie die Mitarbeiter*innen durch Information motivieren wollen. Der Fokus liegt hier darauf, die Belegschaft durch die Aufnahme von beispielsweise Leserbriefen, Interviews und Umfragen in die Zeitung zur Partizipation am Mitarbeiterblatt aufzufordern.²³⁶ Der vierte Typ der Werkszeitung ist das problem-orientierte Organ, das eine ähnliche Strategie wie das personal-orientierte Organ verfolgt. Auch hier steht Information im Vordergrund, sie ist aber wesentlich breiter gefächert und bearbeitet Themen wie Ausbildung, Sozialpolitik und innerbetriebliche Kommunikation. Das Blatt beschäftigt sich mit aktuellen Fragen, mit denen die Belegschaft des Werks konfrontiert ist. Trotzdem gibt es auch hier Artikel über Kultur, Betriebssport und dergleichen.²³⁷

Diese Typologisierung kann dabei helfen, eine bestimmte Werkszeitschrift einzuordnen und sie mit anderen ihrer Art vergleichbar zu machen. In Österreich gab es in den 1960er-Jahren an die

²³² Vgl. Gerhard Kellner, Die Werkszeitschrift und andere schriftliche innerbetriebliche Informationsmittel (Wien 1967) 9.

²³³ Vgl. Kellner, Die Werkszeitschrift und andere schriftliche innerbetriebliche Informationsmittel, 17.

²³⁴ Vgl. Schneider, Funktion und Methoden der österreichischen Werkzeitschriften, 180-181.

²³⁵ Vgl. Schneider, Funktion und Methoden der österreichischen Werkzeitschriften, 189-190.

²³⁶ Vgl. Schneider, Funktion und Methoden der österreichischen Werkzeitschriften, 194.

²³⁷ Vgl. Schneider, Funktion und Methoden der österreichischen Werkzeitschriften, 199.

hundert Unternehmen, die Werkszeitungen publizierten.²³⁸ Darunter waren auch die Semperit und die Vöslauer Kammgarnfabriken, deren Publikationen im Folgenden näher beleuchtet und auf ihren Umgang mit „Gastarbeiter*innen“ untersucht werden sollen.

4.1 Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“

Für die Vöslauer Kammgarnfabriken, und damit auch für die Mitarbeiter*innen des Werks in Möllersdorf, wurde ab 1951 eine Werkszeitschrift gedruckt. Zunächst hatte das Blatt keinen wirklichen Titel, sondern wurde bloß mit „Werkszeitung der Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik“ überschrieben. 1952 wurde es dann in „Die Vöslauer“ umbenannt und mit dem Untertitel „Aus dem Betrieb und für den Feierabend“ versehen. 1968 änderte sich der Titel noch ein drittes Mal und lautete nun „Die Vöslauer und Wir“. Diese Bezeichnung wird in der vorliegenden Arbeit für alle Ausgaben der Mitarbeiterzeitschrift verwendet.

Die erste Ausgabe der Werkszeitschrift erschien im August 1951 und wurde wie alle folgenden Hefte per Post an die Mitarbeiter*innen zugesandt. Sie umfasste 16 Seiten, wurde schwarz-weiß gedruckt und bestand hauptsächlich aus Text – es finden sich lediglich fünf Fotos, eines davon auf der Titelseite. Im Verlauf der Jahre wird der Bildanteil höher, die Zeitschrift bleibt jedoch ohne Farbdruck.

Im Leitartikel „Zum Geleit“ der ersten Ausgabe meldet sich der Vorsitzende des Vorstands, Franz Mayer-Gunthof zu Wort. Er gibt als Zweck von „Die Vöslauer und Wir“ die Kontaktaufnahme zwischen der Betriebsleitung und den Beschäftigten an, die aufgrund der Größe des Unternehmens nicht einfach sei. Die Werkszeitung soll nicht nur Ansprachen und Rundschreiben ersetzen, sondern auch Diskussionen und den Austausch von Ideen zwischen der Führungsetage und den Arbeiterinnen ermöglichen. Eine weitere Aufgabe des Hefts sei es, behördliche Kundmachungen und Sicherheitshinweise zu kommunizieren.²³⁹

Aber die Zeitung war nicht nur als eine Plattform für Informationen konzipiert. „Sie soll unsere Vöslauer Familienzeitung sein!“²⁴⁰, schrieb Mayer-Gunthof. Die Werkszeitschrift vermerkte aktuelle persönliche Ereignisse wie Geburten, Todesfälle und Hochzeiten ebenso wie die Sorgen von allen Mitarbeiter*innen. Dadurch sollte die Belegschaft mehr Verständnis

²³⁸ Vgl. Kellner, Die Werkszeitschrift und andere schriftliche innerbetriebliche Informationsmittel, 6.

²³⁹ Vgl. Franz Mayer-Gunthof, „Zum Geleit“. In: Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“ (1951/1) 1.

²⁴⁰ Franz Mayer-Gunthof, „Zum Geleit“. In: Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“ (1951/1) 1.

füreinander aufbringen, sich als eine Gemeinschaft fühlen und damit besser – und wohl auch produktiver – zusammenarbeiten.²⁴¹

Schon in dieser ersten Ausgabe zeigt sich die auch später in Grundzügen beibehaltene Struktur des Blattes. Ein erster Abschnitt widmet sich wichtigen betrieblichen, technischen und wirtschaftlichen Neuigkeiten und liefert Informationen für die Arbeitnehmer*innen und Feierlichkeiten, etwa Jubiläen. Dann folgt Wissenswertes für den Alltag, etwa Kochrezepte und Tipps für den Haushalt, und eine Kurzgeschichte. Unter der Überschrift „Sachen zum Lachen“ wird Witzen und Rätseln eine Seite gewidmet. Leistungen des Werks für seine Mitarbeiter*innen, wie die Neuzugänge in der Werksbücherei oder ärztliche Überprüfungen, finden ebenfalls Erwähnung. Den Schluss macht die Berichterstattung über den Werkssport. In den ersten Heften wird zusätzlich die Geschichte der Vöslauer Kammgarnfabriken aufgearbeitet und zur Partizipation der Belegschaft bei dieser Unternehmung aufgerufen.

Akteur*innen sind nicht nur hochrangige Mitarbeiter*innen, sondern auch einfache Arbeitskräfte, die vor allem in Fotografien am Arbeitsplatz und bei herausragenden Ereignissen wie Bällen und Feiern gezeigt werden. Langjährige Mitarbeiter*innen werden anlässlich von Jubiläen mit Bildern und Lebensläufen vorgestellt. Auch Besucher*innen im Werk oder Ausstellungen der Vöslauer Wolle werden gerne gezeigt.

Nach der Typologie von Erika Schneider ist „Die Vöslauer und Wir“ dennoch eher zwischen dem personal-orientierten und dem traditional-orientierten Organ anzusiedeln. Während die Mitarbeiter*innen zwar nur selten durch Artikel und Leserbriefe an der Gestaltung der Werkszeitschrift teilnehmen, stehen sie deutlich im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Dem Typus des traditional-orientierten Blattes entspricht die Tatsache, dass die Führungsetage eine wichtige Rolle spielt und etwa in vielen Fällen das Verfassen der Leitartikel übernimmt. Auch die Porträts von Arbeiter*innen und die Thematik der „Werksfamilie“ fallen laut Schneider in diese Kategorie.

In den 1960er- und 1970er-Jahren, die in der vorliegenden Arbeit im Fokus stehen, erschien „Die Vöslauer und Wir“ nicht über den ganzen Zeitraum hinweg, sondern nur bis ins Jahr 1975. Die Jahre bis zur endgültigen Schließung des Werks bleiben also unbeleuchtet. Das liegt daran, dass das Unternehmen aufgrund der finanziellen Probleme Einsparungen vornehmen musste

²⁴¹ Vgl. Franz Mayer-Gunthof, „Zum Geleit“. In: Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“ (1951/1) 1.

und daher keine Zeitschrift mehr herausgeben konnte. Die Sparmaßnahmen hatten sich schon zuvor abgezeichnet: Während bis 1966 das Mitarbeiterblatt mit Ausnahme der Ferienmonate monatlich erschien, wurde es dann auf vier bis fünf Hefte im Jahr gekürzt.²⁴² Die Seitenanzahl blieb dabei annähernd gleich, bei rund 20 Seiten. Insgesamt erschienen zwischen 1960 und 1975 122 Ausgaben der Vöslauer Werkszeitung.

4.2 Werkszeitung „Der Semperitler“

Semperit gründete 1963 eine eigene Werkszeitschrift, die den Titel „Der Semperitler“ trug. Damit entstand das Semperit-Mitarbeiterblatt über eine Dekade nach „Die Vöslauer und Wir“. Tatsächlich wurden aber viele Werkszeitungen erst in den 1960er-Jahren gegründet, „Der Semperitler“ stellt also diesbezüglich keine Ausnahme dar.²⁴³

Die erste Ausgabe von „Der Semperitler“ erschien im Juli 1963 und deckte die Monate Juli und August ab. Sie umfasst 16 Seiten und bietet auf dem Titelblatt nicht nur einen Leitartikel des damaligen Vorstandsvorsitzenden Carl Friedrich Rüger, sondern auch ein Inhaltsverzeichnis und eine Notiz, die die Überschrift „Wir schreiben ohne Titel“ trägt. Darin weist die Redaktion darauf hin, dass im „Semperitler“ alle Mitarbeiter*innen, unabhängig von ihrem Status, mit Vor- und Nachnamen genannt werden, also ohne Ingenieurs- oder andere Titel. Als Grund für diese Eigenheit nennt die Redaktion die Absicht, so Rangunterschiede zwischen Kollegen nicht unnötig betonen zu wollen. Außerdem wird der Belegschaft Dank ausgesprochen, da bereits zahlreiche Artikel von Mitarbeiter*innen eingelangt seien.²⁴⁴

In dieselbe Kerbe schlägt Vorstandsvorsitzender Rüger in seinem Leitartikel. Er sieht die Werkszeitschrift als Bindeglied und Kontaktmöglichkeit, die das Zusammenleben im Betrieb harmonischer gestalten soll. Die Zeitung soll nicht nur die Arbeiter*innen, sondern auch deren Angehörige über die sozialen und wirtschaftlichen Themen und Problematiken, die bei Semperit aktuell sind, aufklären. Sie spricht also konkret auch die Familien an. Auch Missverständnisse sollen im „Semperitler“ debattiert und aufgelöst werden, sodass „dem Sehnen nach innerem und äußeren [sic!] Frieden“²⁴⁵ stattgegeben werden kann.²⁴⁶

²⁴² Vgl. Vorstand der Vöslauer, An unsere Leser. In: Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“ (1967/185) 4.

²⁴³ Vgl. Daniel Marinkovic, Die Mitarbeiterzeitschrift (Konstanz 2009) 21.

²⁴⁴ Vgl. Wir schreiben ohne Titel. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1963/1) 1.

²⁴⁵ Carl Friedrich Rüger, Das wollen wir. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1963/1) 1.

²⁴⁶ Vgl. Carl Friedrich Rüger, Das wollen wir. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1963/1) 1.

Die Werkszeitschrift ist also in erster Linie ein Werkzeug zur Verbesserung des Betriebsklimas. Wie auch in der Mitarbeiterzeitung der Vöslauer Kammgarnfabrik ist die Idee einer großen „Semperit-Familie“²⁴⁷ im Blatt präsent. Von Beginn an ist die Zeitung mit Fotos der Belegschaft durchsetzt, die den familiären Austauschcharakter verstärken sollen. Auch Grafiken spielen eine wichtige Rolle, etwa bei Informationen über Absatz- und Mitarbeiter*innenzahlen. Im Gegensatz zu „Die Vöslauer und Wir“ wurde im „Semperitler“ mit Farbe gearbeitet: das typische Semperit-Blau wird als Akzent eingesetzt.

Vom Aufbau her lassen sich für die Werkszeitschrift mehrere Teilbereiche ausmachen. Im ersten Abschnitt werden Betriebsneuigkeiten – etwa die Verkürzung der Arbeitszeiten – bekanntgegeben, Semperit-Produkte und -Produktionsvorgänge vorgestellt und Sicherheitshinweise an die Belegschaft weitergeleitet. Darauf folgen Informationen der Personalabteilung, Personalmeldungen und Jubiläen. Abschließend enthält die Zeitung noch Artikel über die Errungenschaften des Betriebssports, die Seite „Für die Frau“ und Witze, Rätsel und Karikaturen. Der „Semperitler“ druckt Erfolge des Unternehmens, Besuche von Politiker*innen in den Werken und Feierlichkeiten ab, etabliert aber auch die Sparte „An Ihrem Arbeitsplatz notiert“, in der Mitarbeiter*innen in allen Positionen zu Wort kommen und ihre Situation beschreiben. Besonders wichtig ist im Blatt das Vorschlagswesen, bei dem die Arbeiter*innen aufgefordert werden, Probleme oder Verschwendung bei ihren Arbeitsabläufen durch Verbesserungsvorschläge zu beheben. So soll die Produktivität in den Werken optimiert werden. Das Vorschlagswesen war bei Semperit sehr erfolgreich, und es wurden sogar Prämien für das Einbringen von guten Verbesserungsvorschlägen ausgeschrieben.

Auch der „Semperitler“ lässt sich nicht ganz eindeutig einem bestimmten Typen von Werkszeitschrift zuordnen. Während das Blatt auch mitarbeiterorientierte und traditional-orientierte beziehungsweise „konservative“ Beiträge publiziert, trifft der Typus der zweckrational-orientierten Mitarbeiterzeitung auf die meisten veröffentlichten Texte zu. Die Erfolge des Unternehmens sind ein zentrales Thema im „Semperitler“, sowohl auf den Konzern als solches als auch auf die einzelnen Werke bezogen. Die gemeinsame Leistung, etwa im Vorschlagswesen, bei Semperit-Rallys oder in der Reifenproduktion, wird auch als verbindender Faktor zwischen den verschiedenen Standorten genutzt.

²⁴⁷ Carl Friedrich Rüger, Zum Jahreswechsel. Füreinander da sein. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1963/4) 1.

In den 1960er- und 1970er Jahren wurden insgesamt 133 Ausgaben der Werkszeitschrift an Semperit-Mitarbeiter*innen, die sich auch selbst als „Semperitler*innen“ bezeichneten, versandt. In der Regel wurden die Sommermonate in einer Ausgabe überbrückt und ansonsten monatlich ein Heft publiziert. Ab der 125. Ausgabe im Jahr 1978 wurde die Werkszeitschrift in einer eigenen Hausdruckerei mit 25 Mitarbeiter*innen hergestellt.²⁴⁸

4.3 „Gastarbeiter*innen“ in den Werkszeitungen

In österreichischen Werkszeitschriften scheint das Thema „Gastarbeiter*innen“ nur selten auf. Erika Schneider untersuchte in einer Studie 53 Mitarbeiterzeitungen aus dem Jahr 1977, die von Unternehmen in Österreich herausgegeben wurden. Lediglich in einem Heft wurde konkret auf „Gastarbeiter*innen“ eingegangen. Der Umgang mit ausländischen Arbeitskräften in den Zeitungen bleibt, wenn sie erwähnt werden, betont positiv und konfliktvermeidend. Davon ausgehend vermutet Schneider, dass die wenigen Erwähnungen von „Gastarbeiter*innen“ mit der Unvereinbarkeit mit dem Firmenimage oder der Existenz von fremdsprachigen, spezifisch auf ausländische Arbeitskräfte ausgelegten Publikationen zusammenhängen könnten.²⁴⁹

Monika Held und Hella Schlumberger beschrieben 1976 „Gastarbeiter*innen“ als Randgruppe im Betrieb, die in der Minderheit seien. Um Vorurteile gegenüber den Arbeiter*innen aus dem Ausland abzubauen, wären informative, sachliche und argumentative Artikel in Mitarbeiterzeitschriften besonders geeignet. Die Vermittlung von Informationen über andere Länder, Religionen, Sitten und Gebräuche sei für das gegenseitige Verständnis im Betrieb ebenso wichtig wie die Sprache, so ihr Befund. Beiträge, die sich mit diesen Themen befassen, waren jedoch in den damaligen Werkszeitungen eine Seltenheit.²⁵⁰

Eine gemeinsame Verständigungssprache ist in einem Unternehmen nicht nur für die zwischenmenschliche Kommunikation von Bedeutung, sondern auch für das Lernen von Arbeitsabläufen und das Verstehen von Vorschriften wichtig. Mitarbeiter*innen, die aufgrund von mangelnden Deutschkenntnissen häufig in Missverständnisse involviert sind, werden als einfältig eingestuft – was etwa das Vorurteil, die ausländischen Arbeitskräfte seien nicht intelligent, verstärkt. Diese und ähnliche Problematiken der neuen Arbeiter*innen hätten in den

²⁴⁸ Vgl. Gerhard Steindl, Werkszeitung entsteht in der Hausdruckerei. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1978/125) 8-9.

²⁴⁹ Vgl. Schneider, Funktion und Methoden der österreichischen Werkzeitschriften, 174-175.

²⁵⁰ Vgl. Monika Held, Hella Schlumberger, Schöne, heile Arbeitswelt. Methoden und Manipulationen der Werkspresse (Frankfurt 1976) 148-149.

Werkszeitschriften behandelt werden können. Zumeist geschah dies aber nicht.²⁵¹ Wenn „Gastarbeiter*innen“ gezeigt wurden, dann nur jene, die gut an das Land, in dem sie arbeiteten, angepasst und problemlos waren. Sie wurden in Porträts und Artikeln gelobt und als gutes Beispiel vorgestellt.²⁵²

Auch in „Die Vöslauer und Wir“ und „Der Semperitler“ sind Beiträge, die sich mit „Gastarbeiter*innen“ beschäftigen oder sie zumindest erwähnen, sehr selten. Im „Semperitler“ kommen ausländische Arbeitskräfte explizit nur in sieben Texten vor, in „Die Vöslauer und Wir“ sind es immerhin 24 Artikel. Nicht immer haben diese konkret mit den im Werk tätigen Menschen zu tun.

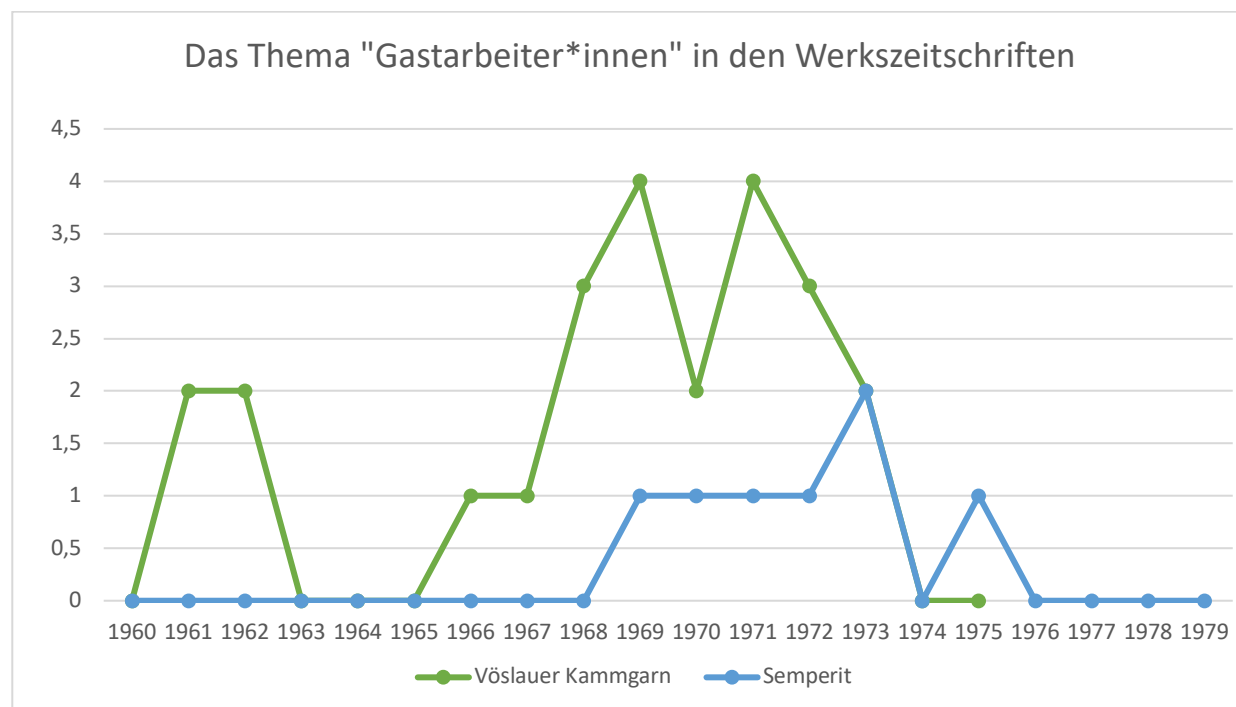


Abbildung 6: Das Thema „Gastarbeiter*innen“ in den Werkszeitschriften. Zahlen aus „Der Semperitler“ und „Die Vöslauer und Wir“, Archiv Traiskirchen.

Die Abbildung 6 stellt die Verteilung der Artikel, die „Gastarbeiter*innen“ erwähnen, in den 1960er- und 1970er-Jahren dar. Sie zeigt, dass die meisten Artikel, die das Thema „Gastarbeiter*innen“ erwähnen, zwischen 1967 und 1974 erschienen sind. In diesen Zeitraum fallen drei Viertel aller diesbezüglichen Beiträge, was auch mit der Entwicklung der „Gastarbeiter*innenbewegung“ in ganz Österreich übereinstimmt.

²⁵¹ Vgl. Held, Schlumberger, Methoden und Manipulationen der Werkspresse, 149.

²⁵² Vgl. Held, Schlumberger, Methoden und Manipulationen der Werkspresse, 150.

Bereits im Jahr 1961 wurde in „Die Vöslauer und Wir“ auf die Notwendigkeit, ausländische Arbeiter*innen in der Kammgarnfabrik einzustellen, hingewiesen. Generaldirektor Mayer-Gunthof schreibt in einem Artikel: „Der Situation auf dem Arbeitsmarkt kann wohl nur begegnet werden, wenn auch in Österreich die Unternehmen ausländische Arbeitskräfte beschäftigen können.“²⁵³ Es dürfte also bereits zu Beginn der 1960er-Jahre ein Mangel an Arbeiter*innen bei der Vöslauer bestanden haben. Im selben Jahr wurde in der Werkszeitung auch ein Brief einer türkischen Praktikantin gedruckt, die für einige Wochen in der Werksprüfstelle gearbeitet hatte. In ihrem Schreiben bedankte sich Suna Ögünç für ihre freundliche Aufnahme und zeigte sich von der Fabrik beeindruckt. Dass ein solches Praktikum eher ungewöhnlich, aber erfreulich war, zeigt allein die Tatsache, dass es in „Die Vöslauer und Wir“ Erwähnung fand.²⁵⁴

Dieses Praktikum war kein Einzelfall. Auch 1962 berichtete die Werkszeitschrift über einen türkischen Studenten, der für einige Zeit im Werk tätig war.²⁵⁵ Spannend ist die Tatsache, dass hier möglicherweise bereits Anfang der 1960er-Jahre Verbindungen der Kammgarnfabrik in die Türkei bestanden, über die türkische Praktikant*innen nach Österreich vermittelt wurden. Dieser Austausch war deswegen leicht möglich, weil türkische Staatsbürger*innen sich drei Monate lang visumfrei in Österreich aufhalten konnten. Bemerkenswert ist auch, dass junge Frauen und Männer gleichermaßen an einem solchen Praktikum bei den Vöslauer Kammgarnfabriken teilnahmen.

Ab 1968 kamen, wie im Kapitel 2.3 beschrieben, immer mehr Menschen aus dem Ausland als Arbeitskräfte nach Österreich, und bis 1974 wurden diese auch aktiv angeworben. Damit war das Thema „Gastarbeit“ für beide Unternehmen und ihre Belegschaft offensichtlich wichtig genug, um sie zumindest in einzelnen Bemerkungen in der Werkszeitschrift zu erwähnen.

„Die Vöslauer und Wir“ veröffentlichte 1968 den Artikel „Von Mensch zu Mensch. Probleme von heute“, in der sie sich mit dem Phänomen der „Gastarbeit“ auseinandersetzte und dieses der eigenen Belegschaft näherzubringen versuchte. Der Text, zu sehen auf Abbildung 7, befasst sich nicht mit einem spezifischen Vorfall im Werk, sondern versucht ganz allgemein zum

²⁵³ Franz Mayer-Gunthof, Nachwuchsschulung. Ein ernstes Anliegen der Industrie. In: Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“ (1961/113), 3.

²⁵⁴ Vgl. Suna Ögünç, Eine türkische Studentin. In: Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“ (1961/123) 16.

²⁵⁵ Vgl. Bebcet Özsoy, Brief zwischen Ankunft und Abreise. In: Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“ (1962/134) 8.

Nachdenken anzuregen. Als Probleme der „Gastarbeit“ wurden die kurze Dauer – sie wurde als auf „einige Jahre“²⁵⁶ beschränkt angegeben – und die neue soziale und kulturelle Umgebung, welche die ausländischen Arbeiter*innen in Österreich vorfanden, genannt.



Abbildung 7: "Von Mensch zu Mensch. Probleme von heute" und "Merkblatt der Seelsorger für die Gastarbeiter in Österreich", In: Werkszeitung "Die Vöslauer und Wir" (1968/191) 5-6.

Der Ton des Artikels legt nahe, dass es im Betrieb zu Unmut und Ablehnung von „Gastarbeiter*innen“ gekommen sein könnte, vielleicht möchte man dieser aber auch nur zuvorkommen. Der Text appelliert an die einzelnen Arbeiter*innen der Vöslauer Kammgarnfabriken, die neuen Arbeitskräfte nicht aufgrund von Vorurteilen oder einzelnen negativen Erfahrungen abzulehnen, sondern diese objektiv und individuell nach ihrem Verhalten zu beurteilen. In Kombination mit diesem Aufruf veröffentlichte die Werkszeitung

²⁵⁶ W. Vock, Von Mensch zu Mensch. Probleme von heute. In: Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“ (1968/191) 5.

gleichzeitig auch die deutsche Übersetzung eines Merkblattes des Seelsorgeamtes für „Gastarbeiter“.

Das Merkblatt enthielt zehn Regeln zur Orientierung für nach Österreich kommende Menschen – in dieser Zeit vor allem Jugoslaw*innen – und versuchte, ihnen Ratschläge für einen erfolgreichen Aufenthalt mit auf den Weg zu geben. Dabei handelt es sich nicht nur um Warnungen vor Betrüger*innen und dem Verpassen des Lohns, sondern auch um einen Aufruf zu gewissenhafter Arbeit und gutem Benehmen. Immer wieder wird der Status als „Gast“ betont, der im Ausland eine gewisse Repräsentation des eigenen Heimatlandes bedeutet. Die ausländischen Arbeiter*innen werden dazu angehalten, die Sprache und Sitten in Österreich kennenzulernen. Auch Hinweise auf kroatische Gottesdienste und das Arbeiterzentrum, in dem etwa ausländische Zeitungen aufliegen und Freundschaften geknüpft werden können, sind enthalten.²⁵⁷ An die Leser*innen von „Die Vöslauer und Wir“ wird folgender Appell gerichtet:

„Bitte lesen auch Sie diese 10 Gebote mit Aufmerksamkeit und versuchen Sie in Hinkunft, die menschlichen Qualitäten nicht nach dem schlechtesten Gastarbeiter zu messen, denn auch wir wollen nicht nach unseren Außenseitern beurteilt werden.“²⁵⁸

Im „Semperitler“ gestaltet sich der Umgang mit den „Gastarbeiter*innen“ anders. Während in Texten wie „Helft den Neulingen“ durchaus zu kollegialer Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit im Werk aufgerufen wird, werden ausländische Mitarbeiter*innen hier nicht spezifisch erwähnt.²⁵⁹ Die erste tatsächliche Nennung von „Gastarbeiter*innen“ erfolgt 1969 in einem Beitrag über die Geschichte des Semperit-Werks in Wimpassing. Dort heißt es: „Der Einsatz von ca. 60 ausländischen Arbeitskräften, überwiegend türkischer Nationalität, ist für die Größe des Werkes als bescheiden zu bezeichnen.“²⁶⁰

In derselben Ausgabe wird auch die Karikatur „Unsere Fremdarbeiter“ publiziert, zu sehen auf der Abbildung 8. Darin nähert man sich dem Thema „Gastarbeit“ auf humoristische Art und Weise in einer Karikatur, die aus drei Zeichnungen und einem kurzen, einleitenden Text besteht.

²⁵⁷ Vgl. Seelsorgeamt für Gastarbeiter, Merkblatt der Seelsorger für die Gastarbeiter in Österreich. In: Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“ (1968/191) 6.

²⁵⁸ W. Vock, Von Mensch zu Mensch. Probleme von heute. In: Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“ (1968/191) 5.

²⁵⁹ Adolf Stuhl, Helft den Neulingen. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1965/18) 3.

²⁶⁰ Herbert Baar, Winpözingen, Weintpeissing, Windtpäßing. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1969/51) 5.

„Fremdarbeiter sind wertvolle Mitarbeiter, die sich reibungslos in unseren Produktionsprozeß eingliedern. Dennoch – andere Länder, andere Sitten – lassen sie manchmal einen Hauch von Exotik durch unsere Hallen wehen. Davon hat sich auch unser Zeichner, Horst Schieber, inspirieren lassen.“²⁶¹

Interessant ist, dass hier, wie in vielen frühen Ausgaben des „Semperitlers“, der Begriff „Fremdarbeiter*innen“ für die ausländischen Arbeitskräfte gebraucht wird, während „Die Vöslauer und Wir“ von Anfang an die Bezeichnung „Gastarbeiter*innen“ verwendet. Die problemlose Eingliederung der ausländischen Mitarbeiter*innen ins Werk wird wohlwollend erwähnt.

Auf den drei Abbildungen werden Stereotype aus dem fernen Osten auf „komische“ Art ins Semperit-Werk verlegt. Auf der ersten Zeichnung nutzt ein Arbeiter eine Flöte und sein Talent als Schlangenbeschwörer, um ein Seil an den richtigen Ort zu bringen. Die Aussage, die wahrscheinlich die Kolleg*innen treffen, steht unter dem Bild: „Natürlich hätte er den Strick auch hinauftragen können!“²⁶². Die Arbeit wird also anders erledigt, als erwartet.

Die zweite Abbildung zeigt zwei Männer, die im Maschinenraum Mittagspause machen. Sie haben – zur Verwunderung und zum Missfallen ihrer Kolleg*innen – ein Feuer entfacht und grillen Fleischspieße. Damit wird auf die anderen Essgewohnheiten der „Gastarbeiter*innen“ hingewiesen, die sie zwar praktizieren dürfen, wie der Text zum Bild versichert, aber gleichzeitig auch zu unangenehmen Situationen führen können. Der Blick auf die ausländischen Mitarbeiter*innen ist hier durchaus überheblich: man gesteht den „Gastarbeiter*innen“ ihre eigenen Essgewohnheiten zu, sie „dürfen“ diese behalten.

Auch die dritte Zeichnung beschäftigt sich indirekt mit der Nahrungsaufnahme, und zeigt einen „Gastarbeiter“ in der Werkskantine, der sich über den Mangel an Wasserpfeifen und Tänzerinnen beklagt, wie die Bildunterschrift erläutert. Die



Abbildung 8: Horst Schieber, Unsere Fremdarbeiter. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1969/50), Sonderbeilage 11.

²⁶¹ Unsere Fremdarbeiter. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1969/50), Sonderbeilage 11.

²⁶² Horst Schieber, Unsere Fremdarbeiter. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1969/50), Sonderbeilage 11.

Erwartungen des abgebildeten „Gastarbeiters“ an die Kantine sind nicht nur sehr spezifisch und groß, sondern werden von der Realität auch enttäuscht.

Die Bilder, die hier mit den „Gastarbeiter*innen“ in Verbindung gebracht werden, sind stereotyp. Die ausländischen Semperit-Mitarbeiter – es werden ausschließlich Männer dargestellt – werden mit dunklem, lockigem Haar und schwarzem Bart gezeigt, und ihre Verhaltensweisen rufen orientalistische Stereotypen von Schlangenbeschwörern, Bauchtänzerinnen und Beduinenlagerfeuern wach. Dargestellt werden nicht die in Österreich in den 1960er- und 1970er-Jahren zahlenmäßig viel häufiger vorkommenden jugoslawischen Arbeiter*innen, sondern Türken, die als geradezu märchenhaft fremd porträtiert werden. Die Karikaturen stehen in einem starken Kontrast zu den Worten, die ihnen vorangehen. Während die Gesichter der Figuren der Österreicher*innen in den Bildern Überraschung, Entsetzen und Empörung vermitteln, beharrt der Text der Redaktion darauf, dass es mit den ausländischen Arbeitskräften keine Probleme gäbe, sondern nur Unterschiede in den landesüblichen Sitten. Trotzdem lassen sich tiefsitzende Vorurteile gegenüber den „Gastarbeiter*innen“ und ihrer Kultur in den Zeichnungen erkennen, die wohl auch im Alltag bestanden.

Dem Faktor Verständigung mit den „Gastarbeiter*innen“ kommt in der Abbildung 8 aus dem „Semperitler“ keine besondere Bedeutung zu. Bestenfalls im dritten Bild könnte man mutmaßen, dass der Mann, der für den „Gastarbeiter“ spricht, eine Art Dolmetscher-Funktion einnimmt. Die ausländischen Arbeitskräfte kommen in keiner der Abbildungen direkt zu Wort und werden auch nicht aktiv angesprochen. Auch diese Tatsache zeugt von einer eher distanzierten Haltung gegenüber den Arbeiter*innen aus dem Ausland – man beobachtet, kommt aber nicht ins Gespräch.

In der Werkszeitung der Vöslauer Kammgarnfabrik wurden hingegen Versuche unternommen, sich direkt an die „Gastarbeiter*innen“ zu wenden: Ab 1970 wurden ausgewählte Artikel in „Die Vöslauer und Wir“ in zwei oder mehr Sprachen veröffentlicht. Die Texte wurden auf Deutsch, Serbokroatisch und Türkisch gedruckt. Es handelte sich hauptsächlich um sachdienliche Hinweise, wie Informationen zur Brandgefahr²⁶³ und zur Ersten Hilfe im Betrieb²⁶⁴, aber auch ein Bericht über einen jugoslawischen Liederabend²⁶⁵ wurde auf Deutsch

²⁶³ Vgl. Achtung Brandgefahr! Ihr Leben und Ihr Arbeitsplatz sind in Gefahr. In: Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“ (1970/198) 9.

²⁶⁴ Vgl. Erste Hilfe im Betrieb. In: Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“ (1971/201) 21.

²⁶⁵ Vgl. Liebessehnsucht. Auf Reisen durch Europa. In: Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“ (1972/205) 15.

und Serbokroatisch abgedruckt. Diese Texte stellten jedoch Ausnahmen dar, der Hauptteil der Zeitung blieb monolingual.

Mit dem Artikel „Unser Nachbarland Jugoslawien“ sollten die österreichischen Mitarbeiter*innen außerdem über eines der Herkunftsländer der „Gastarbeiter*innen“ im Betrieb aufgeklärt werden. Dafür wurden mehrere Gründe genannt: die geteilte Grenze im Süden Österreichs, die zahlreichen österreichischen Tourist*innen, die Jugoslawien besuchen und die jugoslawischen Arbeitskräfte, die nach Österreich kommen.²⁶⁶ Über diese heißt es:

„In unseren Betrieben arbeiten heute hunderte Männer und Frauen aus diesem Nachbarland mit uns gemeinsam in beiden Werken. Sie leisten die gleiche Arbeit wie wir, stehen mit uns gemeinsam an den gleichen technischen Einrichtungen und haben die gleichen menschlichen Sorgen und Probleme wie wir alle. Vergessen wir nicht, daß es nicht zuletzt ihrem Einsatz zu verdanken ist, daß unsere Produktion aufrechterhalten werden kann und damit auch der bescheidene Wohlstand, den wir uns im Laufe der letzten Jahre schaffen konnten.“²⁶⁷

Hier wird zumindest in Ansätzen das ausgeführt, was Held und Schlumberger fordern. Der Artikel informiert die Leser*innen von „Die Vöslauer und Wir“ sachlich über die Herkunft der „Gastarbeiter*innen“ und nutzt diesen Raum gleichzeitig dazu, die Menschlichkeit zu betonen und die Wichtigkeit und Gleichrangigkeit dieser Arbeiter*innen herauszustreichen.

Zum Thema Sicherheit im Betrieb, das in „Die Vöslauer und Wir“ in Bezug auf ausländische Mitarbeiter*innen eine wichtige Rolle spielt, findet sich im „Semperitler“ ebenfalls ein Beitrag. Unter dem Titel „Als der Türke lesen wollte“ erschien 1970 ein Bericht in der Sparte „Das ist wirklich passiert. Unfallberichte aus der Praxis“. Der titelgebende Unfall wird in nicht einmal hundert Wörtern kurz umrissen. Der Vorfall hatte sich an einer Schneidemaschine in der Schwammgummiabteilung ereignet, an der ein Bandmesser für Schneidearbeiten offen erreichbar war. Diese Maschine war deshalb mit der Warnung „Nicht an das Messer greifen“ versehen.²⁶⁸ Die Werkszeitschrift schilderte den Unfall folgendermaßen:

„Ein türkischer Gastarbeiter, der in dieser Abteilung etwas abzuliefern hatte und bereits etwas deutsch kann, versuchte diese auffällig angebrachte Aufschrift zu entziffern. Als er beim Lesen seine Finger zu Hilfe nahm, stieß er mit einem gegen das Messer und fügte sich eine Schnittwunde zu. In Zukunft wird bei den sicherheitstechnisch wichtigen Aufschriften auch eine türkische Übersetzung angebracht werden.“²⁶⁹

²⁶⁶ Vgl. Unser Nachbarland Jugoslawien. In: Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“ (1973/212) 11.

²⁶⁷ Unser Nachbarland Jugoslawien. In: Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“ (1973/212) 7.

²⁶⁸ Vgl. Karl Krebs, Als der Türke lesen wollte. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1970/60) 10.

²⁶⁹ Karl Krebs, Als der Türke lesen wollte. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1970/60) 10.

Dieser Beitrag belegt, dass die Anwesenheit von ausländischen Arbeitskräften in den Werken der Semperit auch Veränderungen mit sich brachte – in diesem Fall das Anbringen von zweisprachigen Warnschildern. Mit der Einführung von zweisprachigen Artikeln in „Die Vöslauer und Wir“ ist bei der Kammgarnspinnerei ab 1970 ein ähnlicher Prozess zu bemerken, und es ist davon auszugehen, dass auch in der Fabrik Möllersdorf vermehrt auf die Mehrsprachigkeit im Werk eingegangen wurde.

Die Beschreibung des Unfalls im „Semperitler“ ist knapp und neutral gehalten, lädt aber in gewisser Weise dazu ein, über den Vorfall zu lächeln. Der betroffene Arbeiter ist unbeholfen genug, um die Finger als Lesehilfe zu benötigen, und ungeschickt genug, um sich dabei zu verletzen. Die Deutschkenntnisse, über die er „bereits etwas“²⁷⁰ verfügt, machen dabei keinen großen Unterschied. Auch der nächste Bericht, bei dem sich eine Arbeiterin beim Versuch, ihren Einwurf aus einem Getränkeautomaten zurückzubekommen, an einer Scherbe schneidet, wird ähnlich dargestellt. „Nicht immer führen Ausdauer und Beharrlichkeit auch zum Ziel“²⁷¹, heißt es da ironisch. Ob diese Unfälle tatsächlich so stattgefunden haben, oder nur von realen Ereignissen bei Semperit inspiriert wurden, bleibt unklar. Die Missgeschicke von österreichischen wie ausländischen Arbeitskräften wurden für die Betroffenen unvorteilhaft bis lächerlich dargestellt. Vermutlich sollten die Anekdoten unterhalten und gleichzeitig die Belegschaft dazu ermuntern, die Sicherheitsvorkehrungen im Betrieb einzuhalten.

Der „Semperitler“ berichtet 1971 einmal ganz explizit und positiv über die damals groß angelegte „Kolaric-Kampagne“ der österreichischen Werbewirtschaft, wobei vor allem betont wird, dass es bei Semperit keinerlei Schwierigkeiten mit oder Ressentiments gegenüber „Gastarbeiter*innen“ gebe. Im Artikel werden die eigenen Mitarbeiter*innen als vorbildlich weltoffen und aufgeschlossen charakterisiert – auch durch ihre Tätigkeit in einem großen, internationalen Unternehmen.²⁷² Der Text erläutert, worum es bei der Werbekampagne geht:

„In einer Werbe- und Public-Relations-Kampagne soll das, was bei Semperit seit eh und je selbstverständlich war, nämlich die Achtung vor jedem unserer Mitmenschen – auch wenn es sich um Gastarbeiter handelt – allen Österreichern nahegebracht werden.“²⁷³

²⁷⁰ Karl Krebs, Als der Türke lesen wollte. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1970/60) 10.

²⁷¹ Karl Krebs, Als der Türke lesen wollte. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1970/60) 10.

²⁷² Vgl. E. Guber, Werbung mal ganz anders. Kennen Sie die ‚Kolaric‘-Story. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1972/70) 9.

²⁷³ E. Guber, Werbung mal ganz anders. Kennen Sie die ‚Kolaric‘-Story. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1972/70) 9.

Der Artikel weist explizit darauf hin, dass auch die ausländischen Arbeitskräfte Menschen seien und eine angemessene Behandlung verdienen, und spricht sich offen für die Werbekampagne aus. Trotzdem schwingt im Text gerade durch die Formulierung „auch wenn es sich“ in diesem Zusammenhang auch eine eher negativ-herablassende Konnotation. Die „Gastarbeiter*innen“ werden bei Semperit durchaus wertgeschätzt, aber nur, weil sich die österreichischen Mitarbeiter*innen im Unternehmen zu benehmen wissen und nicht, weil die ausländischen Arbeitskräfte dies prinzipiell verdienen.

1973 kündigten die Vöslauer Kammgarnwerke im Artikel „Wie informieren wir unsere Gastarbeiter?“ für 1974 außerdem die Publikation von eigenen bilingualen Informationsblättern an. Unter dem Titel „Nasa Rijec“, übersetzt „Unser Wort“, sollten in Zukunft Artikel für die jugoslawischen Mitarbeiter*innen erscheinen. Für die Türk*innen wurde das Blatt „Ne Var - Ne Yok“, übersetzt „Was gibt es Neues?“, eingerichtet. In diesen Publikationen des Werks sollten Artikel in der Erstsprache abgedruckt werden, gefolgt von ihrer deutschen Übersetzung. Die Auswahl von Texten für diese Blätter sollte nicht nur betriebliche Informationen und arbeitsrechtliche Fragen abdecken, sondern auch die verschiedenen Abteilungen der Kammgarnspinnerei vorstellen.²⁷⁴ Ein Anliegen war es auch, „Ratschläge, wie sich der Gastarbeiter vor Übervorteilung (Ratengeschäfte usw.) schützen kann“²⁷⁵, zu erteilen. Ob diese Informationsblätter für Gastarbeiter tatsächlich über eine längere Zeit Bestand hatten, ist unklar, da die Vöslauer Kammgarnwerke Mitte der 1970er-Jahre finanziell bereits nicht unwesentliche Probleme hatten.

Mit dem plakativen Titel „Ali Özmen: Semperit ist besser“ erschien 1973 einer der wenigen Artikel im „Semperitler“, der die „Gastarbeiter*innen“ im Werk zum Hauptthema machte. Er fand sich in der Rubrik „An Ihrem Arbeitsplatz notiert“, die in jedem Heft eine*n Arbeiter*in vorstellte, und gab ein Interview mit dem 35-jährigen Türken Ali Özmen wieder, der in Traiskirchen in der LKW-Reifenproduktion arbeitete.²⁷⁶

Aus dem kurzen Text geht hervor, dass der Mann als Helfer an einer Maschine arbeitete und zum Interviewzeitpunkt seit 19 Monaten für Semperit tätig war. Davor hatte er bereits drei Jahre in Wien gearbeitet. Ali Özmen war also zu Beginn seiner Karriere als „Gastarbeiter“ in

²⁷⁴ Vgl. Wie informieren wir unsere Gastarbeiter. In: Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“ (1973/212) 11.

²⁷⁵ Wie informieren wir unsere Gastarbeiter. In: Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“ (1973/212) 11.

²⁷⁶ Vgl. Ali Özmen: „Semperit ist besser“. An Ihrem Arbeitsplatz notiert. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1970/60) 10.

Österreich etwa 30 Jahre alt. Seine Lebenssituation entsprach dem, was für „Gastarbeiter*innen“ als typisch galt: er wohnte in einem Dreibettzimmer in einer Firmenunterkunft und seine Familie – Frau und vier Kinder – lebte in der Türkei. Das Ziel seiner Arbeit bei Semperit war die Rückkehr nach Ankara, wo die Familie sich mit dem ersparten Geld ein besseres Leben aufbauen wollte.



Abbildung 9: Ali Özmen: "Semperit ist besser". In Werkszeitung "Der Semperitler" (1973/85) 14.

Der Artikel „Ali Özmen: Semperit ist besser“ ist nicht nur bei der Darstellung des Werks, sondern auch in Bezug auf Ali Özmen selbst sehr positiv. Der Mann fühlt sich „sichtlich wohl“²⁷⁷, hat nette türkische Kollegen und kann gut Deutsch.²⁷⁸ Er hatte sich also in sein Leben in Österreich, bei Semperit, bestens eingefügt. Damit spiegelt sich in diesem Artikel das Ergebnis der Studie von Erika Schneider, die Berichterstattung über ausländische Arbeitskräfte in der Werkszeitung sei betont positiv und konfliktvermeidend, wider, während das etwa bei dem Unfallbericht einige Jahre zuvor nicht der Fall war.

²⁷⁷ Ali Özmen: „Semperit ist besser“. An Ihrem Arbeitsplatz notiert. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1970/60) 10.

²⁷⁸ Vgl. Ali Özmen: „Semperit ist besser“. An Ihrem Arbeitsplatz notiert. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1970/60) 10.

Spannend ist die Tatsache, dass die islamische Religion des „Gastarbeiters“ und seine Frömmigkeit direkt angesprochen und sogar hervorgehoben wurden. „Er ist ein echter Mohammedaner“²⁷⁹, heißt es im Artikel anerkennend. Erwähnt wird auch, dass er kein Schweinefleisch und keinen Alkohol zu sich nimmt.²⁸⁰ Damit werden speziell Aspekte des Islams genannt, die auch bei der Arbeit, etwa in der Mittagspause, auffallen könnten.

Diese Tatsache legt die Annahme nahe, dass es sich um einen Versuch der Redaktion handeln könnte, nicht nur das Image von „Gastarbeiter*innen“ durch den positiven Beitrag zu verbessern, sondern auch ihr für die österreichischen Mitarbeiter*innen vielleicht untypisch oder unhöflich erscheinendes Verhalten – beispielsweise das Ablehnen einer Einladung, gemeinsam Bier zu trinken – zu erklären. Der Artikel über Ali Özmen kann außerdem als Vorbild für andere „Gastarbeiter*innen“ im Betrieb gelten: Er spricht Deutsch, ist fleißig, mit seinen Lebens- und Arbeitsumständen zufrieden und verfolgt nicht zuletzt das Ziel, wieder in sein Herkunftsland zurückzukehren.

4.4 Geburts- und Heiratsnachrichten

In drei von fünf Zeitzeug*inneninterviews konnten sich die ehemaligen Mitarbeiter*innen an die jeweilige Werkszeitung erinnern. Für sie alle waren besonders die Jubiläen, die Geburts- und Heiratsnachrichten relevant – jene Stellen, wo sie selbst, Familienangehörige oder Freund*innen in den Mitarbeiterblättern erwähnt wurden.²⁸¹ Deswegen soll in diesem Kapitel auch ein besonderes Augenmerk auf diese Rubrik gelegt werden.

Die Bekanntgabe von Geburten, Todesfällen und Hochzeiten unter den Mitarbeiter*innen der einzelnen Werke ist einer der wenigen Bestandteile, welche im „Semperitler“ und in „Die Vöslauer und Wir“ in den 1960er- und 1970er-Jahren gleichermaßen und konstant vorkommen. Diese Neuigkeiten bildeten, zusammen mit den Jubiläen, in gewisser Weise auch die Belegschaft der Unternehmen ab.

Die in den jeweiligen Werkszeitschriften festgehaltenen Namen lassen Schlüsse darauf zu, welche Menschen in Traiskirchen gelebt, gearbeitet und Familien gegründet haben. Während

²⁷⁹ Ali Özmen: „Semperit ist besser“. An Ihrem Arbeitsplatz notiert. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1970/60) 10.

²⁸⁰ Vgl. Ali Özmen: „Semperit ist besser“. An Ihrem Arbeitsplatz notiert. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1970/60) 10.

²⁸¹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta, 20:16; Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch, 56:00.

die Entscheidung für einen Babynamen natürlich immer eine persönliche ist, ist sie zugleich auch von gesellschaftlichen, kulturellen und sozialen Faktoren abhängig. Religion und Herkunft der Eltern spielen bei der Namensgebung ebenfalls eine Rolle.²⁸² Diese Gründe legen nahe, dass die Gegenwart der „Gastarbeiter*innen“ bei Semperit und der Kammgarnfabrik in Traiskirchen auch in den Geburts- und Heiratsnachrichten der beiden Werkszeitungen sichtbar wird. Bei Semperit wurden bei Geburten jeweils nur die Namen der Neugeborenen sowie des im Unternehmen tätigen Elternteils genannt, bei Hochzeiten nur die im Betrieb angestellten Ehepartner*innen. In „Die Vöslauer und Wir“ hingegen, die ihre persönlichen Nachrichten unter dem Titel „Von unseren Mitarbeitern“ veröffentlichte, wurden bei Hochzeiten beide Eheleute angegeben.

Für die folgenden Tabellen wurden die Vornamen aus der im jeweiligen Jahr ersten Ausgabe von „Die Vöslauer und Wir“ und „Der Semperitler“ berücksichtigt. Die vier Stichproben wurden so gewählt, dass sie mit den Phasen der österreichischen „Gastarbeiter*innenbewegung“ annähernd zusammenfallen: 1962 und 1966 sind in oder vor der Vorphase angesiedelt, 1968 setzt die Hauptphase ein, welche bis ins Frühjahr 1974 anhält. 1975 und 1979 sind bereits der Phase der Remigration zuzuordnen. Die Jahreszahlen, die für Semperit und die Kammgarnfabrik Möllersdorf gewählt wurden, unterscheiden sich teilweise aus praktischen Gründen. Im „Semperitler“ erschienen erst ab 1966 Heirats- und Geburtsnachrichten, und die Kammgarnfabrik war 1979 bereits geschlossen, sodass für die vierte Stichprobe die letzte erschienene Ausgabe der Werkszeitung gewählt wurde.

Tabelle 1: Vornamen aus den Geburts- und Heiratsnachrichten in "Die Vöslauer und Wir".

	Vöslauer Werk Möllersdorf Hochzeiten (Vornamen)		Vöslauer Werk Möllersdorf Geburten (Vornamen)	
	Ehefrauen	Ehemänner	Kinder	Elternteile
1962	Emilie, Hermine, Isabella, Helga, Renate	Franz, Otto, Raimund, Anton, Helmut	Tochter Susanne Tochter Susanne Tochter Michaela Sohn Herbert	Mutter Dorothea Mutter Irma Mutter Ottilie Mutter Rosa
1968	Ilse, Marie, Adelheid	Josef, Rudolf, Gerhard	Sohn Christian Tochter Susanne Sohn Manfred	Mutter Ingeborg Mutter Marija Mutter Christine
1974	Verica	Zoran	Sohn Zoran Tochter Irene Sohn Franz	Mutter Dusanka Mutter Barica Mutter Stanojka

²⁸² Vgl. Jürgen Gerhards, Die Moderne und ihre Vornamen. Eine Einladung in die Kulturosoziologie (Wiesbaden 2010) 179-180.

			Tochter Marianne	Mutter Marijana
1975	Renate	Peter	Tochter Biljana Tochter Anita Tochter Slavica Tochter Rüyet Sohn Michael	Mutter Jagoda Mutter Anna Mutter Mara Vater Necmettin Vater Erich

Die Tabelle 1 lässt den Schluss zu, dass vorwiegend junge Frauen im Werk tätig waren – unter den Jungeltern finden sich nur zwei Väter. Hochzeiten und Geburten waren unter den zeitweise über 1000 Mitarbeiter*innen nicht allzu häufig, aber auch nicht besonders selten. Unklar ist, ob beide Ehepartner im Werk Möllersdorf tätig waren.

Betrachtet man die Namen genauer, so fällt auf, dass sie zwischen 1962 und 1975 durchaus einen Wandel erleben. Zu Beginn der 1960er-Jahre dominieren typisch deutsche Namen wie Helga, Franz, Otto oder Dorothea sowohl in Bezug auf die Hochzeitspaare als auch bei den Neugeborenen. Der Name Susanne wird gleich drei Mal an Babys vergeben – 1968 einmal von einer Mutter, die Marija heißt und damit einen slawischen Vornamen trägt.²⁸³ Da dieses Jahr gleichzeitig den Beginn der Hauptphase der „Gastarbeiter*innenbewegung“ in Österreich markiert, liegt der Schluss nahe, dass es sich um eine jugoslawische „Gastarbeiter*in“ handeln könnte. 1974 ist die Präsenz von ausländischen Arbeitskräften bereits deutlich spürbar. Sowohl ein Ehegatte als auch ein Baby tragen den Vornamen Zoran, der vor allem in Kroatien und Serbien gebräuchlich ist.²⁸⁴ Die Vornamen der vier Mütter, die in der Stichprobe für 1974 erwähnt werden, sind keine typisch deutschen Namen, sondern slawische. Spannend ist, dass nicht alle Mütter mit slawischen Vornamen ihren Kindern slawische Namen geben: Der Sohn von Stanojka etwa wurde Franz genannt. Das legt mehrere Vermutungen nahe. Eine Möglichkeit ist, dass der Vater Österreicher war. Eine andere, dass die Mutter plante, mit ihrem Kind langfristig in Österreich zu bleiben und ihm deswegen einen in ihrer Wahlheimat geläufigen Namen gab.

Bis 1975 sind die Namen, die in der Tabelle 1 aufscheinen, hauptsächlich deutsch oder slawisch. Erst in der letzten Stichprobe gibt es mit Necmettin und seiner Tochter erstmalig

²⁸³ Vgl. Susanna Riethmüller (Hg.), Marija, In: Vorname.com. Online unter: <https://www.vorname.com/name,Marija.html> (20.6.25).

²⁸⁴ Vgl. Susanna Riethmüller (Hg.), Zoran, In: Vorname.com. Online unter: <https://www.vorname.com/name,Zoran.html> (20.6.25).

türkische Namen.²⁸⁵ Diese Tendenz zu jugoslawischen „Gastarbeiter*innen“ in der Spinnerei Möllersdorf passt zur Entwicklung der Arbeitsmigration in ganz Österreich. Die Anzahl der jugoslawischen Arbeiter*innen war ab den 1960er-Jahren wesentlich höher als die der türkischen. Zur Hochphase waren fünfmal mehr jugoslawische als türkische Arbeitskräfte im Land.

Schon allein der Umfang der Tabelle 2 für die Geburts- und Heiratsnachrichten des Semperit-Werks Traiskirchen lässt darauf schließen, wie viele Menschen dort in den 1960er- und 1970er-Jahren beschäftigt gewesen sein müssen. Im Gegensatz zur Stichproben-Tabelle der Kammgarnfabrik Möllersdorf sind jedoch bei Semperit wesentlich weniger Frauen vorhanden. Unter den Geburten ist keine einzige Mutter verzeichnet, und auch bei den Heiratsnachrichten sind Frauen rar. Dreimal heirateten zwei Arbeitskräfte, die beide bei Semperit tätig waren – im Fall von Katharina und Ivan könnte es sich, zumindest den Namen nach, um eine Ehe zwischen einer Österreicherin und einem jugoslawischen „Gastarbeiter“ gehandelt haben.²⁸⁶ Solche Verbindungen waren durchaus nicht unüblich. Eine Zeitzeugin, die als „Gastarbeiterin“ nach Österreich kam, lernte hier ihren Ehegatten kennen, und eine weitere Zeitzeugin hat eine Freundin, die in den 1970er-Jahren einen „Gastarbeiter“ heiratete.²⁸⁷ Durch die Heirat als „Gastarbeiterin“ mit einem Österreicher entstehe allerdings eine gewisse Distanz zu anderen ausländischen Arbeitskräften, so die Zeitzeugin.²⁸⁸

Tabelle 2: Vornamen aus den Geburts- und Heiratsnachrichten in "Der Semperitler".

	Semperit Traiskirchen Hochzeiten	Semperit Traiskirchen Geburten	
	(Vornamen)	(Vornamen)	
	Eheleute (Semperit-Mitarbeiter*innen)	Kinder	Elternteile
1966	Helga, Christa Richard, Hans, Wolf-Dieter, Horst, Willibald, Johann Peter, Siegfried, Josef	Sohn Friedrich Sohn Heinz Michael	Vater Heinz Vater Günter
1968	Elsa Hubert, Wolf, Friedrich, Alois, Waldemar, Karl, Richard, Anton, Edith & Friedrich Eleonore & Johann	Sohn Wolfgang Sohn Gerald Sohn Edgar Tochter Monika Tochter Doris Tochter Barbara Tochter Doris	Vater Erwin Vater Konrad Vater Ferdinand Vater Manfred Vater Erich Vater Herbert, Vater Alois

²⁸⁵ Vgl. Michael Calinski, Necmettin. In: Baby Vornamen. Online unter: <https://www.baby-vornamen.de/Jungen/N/Ne/Necmettin/> (20.6.25).

²⁸⁶ Vgl. Susanna Riethmüller (Hg.), Ivan. In: Vorname.com. Online unter: <https://www.vorname.com/name,Ivan.html> (20.6.25).

²⁸⁷ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 8:33, Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 47:30.

²⁸⁸ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 2:16:15.

		Sohn Michael Sohn Walter Sohn Ciril Sohn Peter Sohn Harald	Vater Hubert Vater Franz Vater Ciril Vater Peter Vater Heinrich
1974	Ingrid, Marhta [sic!] Hüseyin, Marko, Erwin, Ivan, Martin, Gerhard, Johann, Zika, Georgi, Johann, Patricius, Willi, Helmut, Franz, Viktor, Katharina & Ivan	Tochter Doris Tochter Michaela Tochter Yeter Sohn Slobodan Tochter Gerlinde Tochter Hovva Sohn Resul Sohn Jürgen Tochter Simone Sohn Reinhard Sohn Julian Sohn Christian Tochter Doris Sohn Mario Tochter Snezana Tochter Filiz Sohn Veysel Sohn Robert Sohn Maria Tochter Karin Tochter Kadirye Tochter Sigrid	Vater Reinhold Vater Johann Vater Hüseyin Vater Zivoyin Vater Matthias, Vater Ali Kemal, Vater Mehmet, Vater Emil, Vater Reinhard, Vater Ludwig, Vater Edgar, Vater Franz, Vater Josef, Vater Erich, Vater Milutin, Vater Nurdogan, Vater Hüseyin, Vater Oskar, Vater Alfred, Vater Josef, Vater Ömer, Vater Josef
1979	Edip, Fritz, Tibor, Friedrich, Josef, Carolus, Johann,	Sohn Sadet Tochter Gertraud Sohn Alexander Sohn Martin Tochter Cornelia Sohn Robert Sohn Klaus Tochter Astrid Tochter Susanne Tochter Esra Tochter Alia Sohn Serkan Sohn Mustafa	Vater Durdu Mehmet Vater Alois Vater Franz Vater Martin Vater Ferdinand Vater Johann Vater Peter Vater Johannes Vater Wolfgang Vater Ömer Faruk Vater Mohamed Vater Muammer Vater Ilhan

1966 und 1968 sind die Vornamen, die in den Geburts- und Heiratsnachrichten im „Semperitler“ vermerkt werden, hauptsächlich deutsch geprägt, wie etwa Heinz, Friedrich oder Doris. Eine Ausnahme bildet Ciril, das eine slowenische Form von Cyril darstellt.²⁸⁹ Es dürfte

²⁸⁹ Vgl. Mike Campbell, Tara Campbell, Ciril. In: Behind The Name (2007). Online unter: <https://www.behindthename.com/name/ciril> (20.6.25).

also bereits jugoslawische „Gastarbeiter*innen“ im Betrieb gegeben haben, allerdings nicht viele. Das deckt sich auch mit der Aussage eines ehemaligen Semperit-Mitarbeiters, dass die Anzahl an „Gastarbeiter*innen“ im Werk Traiskirchen bis 1970 unwesentlich gewesen sei.²⁹⁰

1974, als die „Gastarbeiterbeschäftigung“ in Österreich ihren Höhepunkt erreichte, wurden 63 Namen in den Geburts- und Heiratsnachrichten der 87. Ausgabe des „Semperitler“ vermerkt. Davon können 41 Namen, also rund 65 Prozent, als typischerweise deutsch eingeordnet werden. 15 weitere sind türkische Vornamen, wie Hüseyin²⁹¹, und die übrigen sieben lassen sich einem slawischen Ursprung zuordnen, etwa Snezana.²⁹²

Damit ist der Anteil an türkischen „Gastarbeiter*innen“ in den Nachrichten höher als der der jugoslawischen, obwohl wesentlich mehr jugoslawische Arbeitskräfte zu diesem Zeitpunkt in Österreich beschäftigt waren. In den vier Stichproben aus dem „Semperitler“ haben alle Elternteile, die selbst einen türkischen oder jugoslawischen Vornamen tragen, ihren Kindern ebenfalls einen solchen gegeben. Dieser Trend setzt sich auch in den Hochzeiten und Geburten von 1979 fort. Slawische Namen kommen in der Stichprobe von diesem Jahr nicht mehr vor, aber ein Drittel der Vornamen ist typisch türkisch.

Bei Semperit wurden nicht nur die Namen der Arbeitnehmer*innen, sondern auch ihre Arbeitsstellen in den Geburts- und Heiratsnachrichten angegeben. Es lassen sich allerdings keine Abteilungen ausmachen, in denen speziell „Gastarbeiter*innen“ angestellt waren. Überall in der Produktion, etwa in der Wickelei, im Vulkhaus oder im Fertigwarenlager, wurden sowohl österreichische als auch ausländische Mitarbeiter*innen angestellt. Stellen im Lohnbüro, in der Personalabteilung oder im Entwicklungsbüro, typische Angestelltenpositionen, waren jedoch in den Stichproben österreichischen Arbeitskräften vorbehalten.

Die Auswertungen der Werkszeitungen „Der Semperitler“ und „Die Vöslauer und Wir“ lassen einige weitere Schlüsse zu. Während bei Semperit eher Männer angestellt waren, beschäftigte die Kammgarnfabrik Möllersdorf mehr Frauen. Die Berichterstattung in den Werkszeitschriften und die Geburts- und Heiratsnachrichten legen außerdem den Gedanken nahe, dass bei

²⁹⁰ Vgl. Zeitzeugeninterview Alfred Roboch 1:00:03.

²⁹¹ Vgl. Frank Optendrenk, Hueseyin. In: Baby Vornamen. Online unter: <https://www.baby-vornamen.de/Jungen/H/Hue/Hueseyin/> (20.6.25).

²⁹² Vgl. Susanna Riethmüller (Hg.), Snezana. In: Vorname.com. Online unter: <https://www.vorname.com/name,Snezana.html> (20.6.25).

Semperit eher türkische Arbeitskräfte arbeiteten, während die Spinnerei vermutlich mehr jugoslawische „Gastarbeiter*innen“ beschäftigte.

Die Typologisierung der beiden Werkszeitungen zeigt, dass es sich um unterschiedliche Spielarten von Mitarbeiterblättern handelt. Dies könnte auch der Grund dafür sein, dass im „Semperitler“ seltener über die eigenen „Gastarbeiter*innen“ berichtet wurde. Sein Fokus liegt weniger auf den einzelnen Mitarbeiter*innen als bei „Die Vöslauer und Wir“, wo die Belegschaft und die traditionelle „Werksfamilie“ im Vordergrund stehen.

5. „Wir haben alle gearbeitet“²⁹³ – Zeitzeug*innen im Interview

Zeitzeug*inneninterviews bieten die Möglichkeit, auch Aspekte der nahen Vergangenheit zu beleuchten, die nicht niedergeschrieben wurden oder nicht bis heute erhalten geblieben sind. Deswegen wurde im Zuge dieser Arbeit versucht, ehemalige Mitarbeiter*innen der Spinnerei Möllersdorf und des Semperitwerks in Traiskirchen in Gesprächen zu ihren Erinnerungen an die beiden Unternehmen, deren Belegschaft und ihre Tätigkeit dort zu befragen. Es wurde auch spezifisch nach Interviewpartner*innen gesucht, die selbst als „Gastarbeiter*innen“ nach Traiskirchen gekommen waren. Letztere Suche gestaltete sich als schwierig – viele der Personen, die in den 1960er- und 1970er-Jahren als „Gastarbeiter*innen“ nach Österreich kamen, lehnten es ab, sich als Zeitzeug*innen zur Verfügung zu stellen, selbst für ein anonymes Gespräch. Ein Grund dafür könnte die Tatsache sein, dass ihre ersten Jahre in Österreich nicht einfach waren und sie keine negativen Erinnerungen Revue passieren lassen und der Öffentlichkeit preisgeben wollen. Vielleicht werden sie auch nicht gerne als „Ausländer*innen“ gesehen, da sie seit Jahrzehnten in Österreich leben. Ein Herr lehnte auch mit der Begründung ab, er sei für ein Interview nicht geeignet. Die Zeitzeug*innen wurden einerseits über Kontakte des Museums Traiskirchen, andererseits über selbstständige Recherche ausfindig gemacht. Trotz ausdauernder Suche über mehrere Monate hinweg konnte nur eine einzige ehemalige „Gastarbeiterin“, die bei der Vöslauer Kammgarn tätig war, für dieses Projekt und ein Interview gewonnen werden.

Insgesamt wurden für diese Arbeit fünf Gespräche mit Zeitzeug*innen durchgeführt. Dabei handelt es sich um narrative qualitative Interviews, die mithilfe eines Interviewleitfadens geführt wurden. Die Gespräche wurden als Tonaufnahmen festgehalten, welche der Arbeit

²⁹³ Zeitzeug*inneninterview Frau R. 47:03.

beiliegen und an den entsprechenden Stellen im Text mit Zeitmarken zitiert werden. Die Zitate wurden bei der Transkription aus Verständnisgründen sprachlich ans Standarddeutsche angepasst. Den Interviewten wurde offengestellt, ob sie namentlich genannt werden oder anonym bleiben möchten. Deswegen werden manche der Zeitzeug*innen nur mit Initialen genannt, während andere mit vollem Namen erwähnt werden.

Der Interviewleitfaden gliedert sich in eine Einleitung, in der die Rahmenbedingungen für das Gespräch festgelegt und die Sozialdaten der Gesprächspartner*innen erhoben werden, einen Hauptteil und die Verabschiedung, die das Ende des Gesprächs markiert. Der Hauptteil besteht aus sieben Etappen, die jeweils zwischen drei und fünf konkrete Fragen umfassen. Sie behandeln die eigene Tätigkeit bei Semperit oder der Vöslauer Kammgarnfabrik, die Werkszeitschrift, Erinnerungen zum Umgang mit „Gastarbeiter*innen“, eigene Erfahrungen mit „Gastarbeit“, Angebote des Unternehmens, deren Nutzung durch „Gastarbeiter*innen“ und abschließende Gedanken zum Thema.

Nicht in allen Interviews wurde diese Gliederung strikt eingehalten. Manche der Zeitzeug*innen erzählten flüssig und nahmen Fragen vorweg, sodass die Reihenfolge spontan an den Gesprächsverlauf angepasst werden musste. Die Interviews fanden zum einen in Kaffeehäusern, zum anderen bei den Interviewpartner*innen zu Hause statt, je nach Präferenz, und dauerten im Durchschnitt etwa eine Stunde. Die Durchführung der Gespräche orientierte sich an den Hinweisen in „Das qualitative Interview“ von Ulrike Froschauer und Manfred Lueger sowie dem Ratgeber „Doing Oral History“.

Grundlegend lässt sich sagen, dass die Gesprächspartner*innen zum Großteil über eine systeminterne Handlungsexpertise verfügten: sie waren alle Mitarbeiter*innen bei den untersuchten Unternehmen, und können somit eine Perspektive auf die sozialen Praktiken und Logiken innerhalb von Semperit Traiskirchen und der Vöslauer Kammgarnspinnerei in Möllersdorf ermöglichen. Sie verfügen über konkretes Handlungswissen und sind Expert*innen ihrer Lebenswelt. Manche von ihnen haben auch eine darüber hinaus gehende feldinterne Reflexionsexpertise, da sie an Schnittstellen eingesetzt und dadurch verschiedenen Sichtweisen ausgesetzt waren.²⁹⁴

²⁹⁴ Vgl. Ulrike Froschauer, Manfred Lueger, Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme (Wien 2003), 37-38.

5.1 Kammgarnfabrik Möllersdorf

Für das Werk der Vöslauer Kammgarn in Möllersdorf wurden zwei Zeitzeuginnen befragt, die zwischen 1965 und 1974 dort angestellt waren. Eine davon war Elsa Franta, die nach einem Praktikum 1968 im Folgejahr als Angestellte im Lohnbüro ins Werk eintrat. Sie war dabei nicht für die Lohnrechnung im herkömmlichen Sinn zuständig, sondern erledigte die Bürokratie, die notwendig war, um „Gastarbeiter*innen“ im Werk beschäftigen zu können. Sie meldete die ausländischen Arbeitskräfte bei der Gemeinde Traiskirchen, beim Arbeitsamt und organisierte ihr Visum bei der Bezirkshauptmannschaft, damit sie offiziell in der Spinnerei arbeiten konnten. Frau Franta suchte für die „Gastarbeiter*innen“ auch um Beihilfen beim Finanzamt, etwa Kinderbeihilfe, und um Lohnsteuerkarten an.²⁹⁵

Die zweite Zeitzeugin, die im Werk Möllersdorf tätig war, Frau R., kam 1965 als „Gastarbeiterin“ in die Kammgarnfabrik. Sie wuchs in einem jugoslawischen Dorf nahe der Stadt Banja Luka auf, besuchte dort die Volks- und Hauptschule und kam nach dem Besuch einer Handelsabendschule und der parallelen Arbeit als Kindermädchen mit 18 Jahren nach Österreich.²⁹⁶ Die Vermittlung lief über das Arbeitsamt von Banja Luka, wo sie sich regelmäßig melden musste, um zu sehen, ob nicht eine Stelle für sie frei war. Im Juni 1965 hatte Frau R. Glück: über eine Freundin erfuhr sie, dass noch eine „Gastarbeiterin“ gesucht wurde, und meldete sich. Da sie noch nicht 21 war, musste ihr Vater mit ihr auf dem Amt vorsprechen, um ihr die Tätigkeit zu erlauben.²⁹⁷ Schon einen Tag nach der Unterschrift erhielt sie einen Reisepass, und am 1. Juli 1965 reiste sie nach Österreich.²⁹⁸ Frau R. arbeitete in der Fabrik als Hilfsarbeiterin und verrichtete unterschiedliche Tätigkeiten, darunter auch das Knüpfen von gerissenen Fäden an den Spinnmaschinen.²⁹⁹

5.2 Semperit Traiskirchen

Für Semperit wurden drei Zeitzeug*innen befragt, die sehr unterschiedliche Funktionen bekleideten bzw. Hierarchieebenen einnahmen, was zusätzliche Informationen durch sehr, davon ging ich aus, unterschiedliche Blickwinkel ermöglichen sollte. Der erste, Alfred Roboch,

²⁹⁵ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 3:01.

²⁹⁶ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:27.

²⁹⁷ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 11:07

²⁹⁸ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 13:25.

²⁹⁹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:24:26.

trat 1970 im Alter von 26 Jahren bei Semperit ein.³⁰⁰ Er war zunächst in der Arbeitswirtschaft als Sachbearbeiter für eine einzelne Produktpalette zuständig und arbeitete sich schrittweise zu einem größeren Zuständigkeitsbereich hoch.³⁰¹ Vor seiner Anstellung bei Semperit hatte er bereits eine Lehre bei einem Wiener Feinbohrmaschinenhersteller absolviert und bei Werken unterschiedlicher Branchen im In- und Ausland gearbeitet.³⁰² Parallel zu seiner Tätigkeit absolvierte er außerdem eine HTL-Abendschule mit Matura, die er 1972 abschloss.³⁰³

Die zweite Zeitzeugin für Semperit, die im Rahmen dieser Arbeit befragt wurde, ist Frau M., die 1939 im Burgenland geboren wurde. Sie trat 1960 in das Semperitwerk Traiskirchen ein und war dort bis 1993 in verschiedenen Bereichen tätig.³⁰⁴ Für etwas mehr als 17 Jahre³⁰⁵ arbeitete sie in der Produktion beim Bandwickeln und an der Schneidmaschine, dann wechselte sie ins Labor.³⁰⁶ Vor ihrer Anstellung hatte sie bereits in Möllersdorf in einer Druckfabrik gearbeitet.³⁰⁷

Als dritter Zeitzeuge für Semperit diente Werner Kraus, der 1942 in Bratislava geboren wurde und in Oberösterreich aufwuchs.³⁰⁸ 1965 wurde er nach einem Welthandelsstudium in Wien als Kosteningenieur in der Betriebswirtschaft angestellt. Semperit war sein erster Arbeitgeber und er war nicht nur für das Werk Traiskirchen, sondern für den Konzern im Ganzen tätig.³⁰⁹ Werner Kraus stieg bis zum Finanzvorstand auf und blieb bis 1996 bei Semperit.³¹⁰ In seinen Zuständigkeitsbereich fielen in den 1960er- und 1970er-Jahren vor allem Wirtschaftlichkeitsrechnungen, Bilanzanalysen und andere kaufmännische Angelegenheiten.³¹¹

5.3 Arbeit im Werk – Die „Werksfamilie“

Die sogenannte „Werksfamilie“ ist nicht nur in den Werkszeitungen beider Unternehmen ein häufig vorkommendes Schlagwort, sondern auch in den Gesprächen mit den Zeitzeug*innen. Bei vielen von ihnen waren bereits Verwandte im Werk tätig, und auch die Kolleg*innen

³⁰⁰ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 0:10.

³⁰¹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 8:55.

³⁰² Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 11:00.

³⁰³ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 13:48.

³⁰⁴ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 0:30.

³⁰⁵ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 17:15.

³⁰⁶ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 1:11.

³⁰⁷ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 1:57.

³⁰⁸ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 10:19.

³⁰⁹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 10:55.

³¹⁰ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 11:18.

³¹¹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 13:24.

wurden als außergewöhnlich herzlich empfunden – eine Firma, die zusammenstand, bei Semperit Traiskirchen wie in der Vöslauer Kammgarnfabrik in Möllersdorf.

Elsa Franta ist geradezu ein Paradebeispiel für dieses Phänomen. Bereits ihr Vater war in der Kammgarnfabrik tätig gewesen, was der damals 16-Jährigen zu ihrem ersten Praktikumsplatz verhalf.³¹² Die Atmosphäre im Lohnbüro, aber auch im ganzen Werk, war familiär. Frau Franta fühlte sich wohl und war mit ihrer Arbeit von Beginn an glücklich.³¹³ Für die junge Frau waren die Kolleg*innen, an die sie sich noch heute mit Namen erinnert, fast wie eine zweite Familie. Diese Freundlichkeit zog sich, zumindest in ihrer Erfahrung, durch bis in die Produktion. Die Belegschaft der Spinnerei Möllersdorf schien ihr wie eine große Familie.³¹⁴

Auch Frau R. erinnert sich gerne an ihre Arbeit in der Kammgarnfabrik Möllersdorf und besonders an ihre Kolleginnen:

„Damals war das wirklich, dass du willkommen warst. Du hast das Gefühl, du bist willkommen. Die Damen, die mich angelernt haben, die waren wirklich – „Gut hast du’s gemacht, gut hast du’s gemacht.“ – waren wirklich herzig. Ich kann nur wirklich Positives sagen. Ich könnte überhaupt, durch das, dass ich gern gekommen bin, vielleicht hat das mit dem zu tun. Wirklich, ich kann wirklich nichts Negatives sagen. Es waren mütterliche Gefühle.“³¹⁵

Obwohl Frau R. als „Gastarbeiterin“ ohne Familienmitglieder oder Freund*innen bei der Spinnerei begann, blieb dies nicht lange so. Wie Elsa Franta lernte auch sie ihren zukünftigen Ehemann bei der Arbeit kennen. Als sie in die Familie einheiratete, vergrößerte sich ihre Familie im Werk ebenfalls: Sowohl die Eltern als auch der Bruder ihres Mannes arbeiteten in der Spinnerei.³¹⁶ Das Kleid, das Frau R. bei ihrer Hochzeit trug, war ihr von einer frisch verheirateten Frau aus einer anderen Abteilung geborgt worden. „Das verbindet“³¹⁷, urteilt sie heute.

Auch bei Semperit wurde der Zusammenhalt im Unternehmen großgeschrieben, wie die Werkszeitschrift zeigt. Das Verhältnis mit den Kolleg*innen war für alle drei Zeitzeug*innen gut, wobei Frau M. betont, dass die im Werk Beschäftigten zwar nette und freundliche Menschen, aber für sie keine privaten Freunde geworden wären.³¹⁸ Auch beim Aushelfen, wenn eine*r der Arbeiter*innen an der Maschine krank war, und eine Lücke geschlossen werden

³¹² Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 4:48.

³¹³ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 5:10.

³¹⁴ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 14:31.

³¹⁵ Zeitzeug*inneninterview Frau R. 6:44-7:24.

³¹⁶ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 2:00:47.

³¹⁷ Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:56:40.

³¹⁸ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 15:55.

musste, kam es manchmal zu Situationen, in denen sich die anderen Arbeiter*innen nicht kollegial verhielten.³¹⁹

Alfred Roboch gab an, dass er ein gemischtes Verhältnis zu seinen Mitarbeiter*innen gehabt habe – aufgrund seiner Position in der Arbeitswirtschaft war es seine Aufgabe, für konstant hohe Leistungen zu sorgen, was auch zu schwierigen Situationen führen konnte. Gleichzeitig fand er auch Freunde fürs Leben am Arbeitsplatz, mit denen er sich gut verstand und die er auch privat traf. Bis heute ist er Teil eines Semperitler-Stammtisches.³²⁰

Auch für Werner Kraus, der allerdings in der Wiener Zentrale der Semperit arbeitete, stellten die Kolleg*innen im Unternehmen ein angenehmes Umfeld dar. Er spielte mit einigen Tennis und es gab nie erstzunehmende Konflikte.³²¹ Seine Familie spielte für ihn bei der Berufswahl eine nicht unwesentliche Rolle:

„Die Semperit war in dieser Zeit fast ein Familienunternehmen. Mein Vater war in der Semperit in Wegscheid, meine zwei Schwestern waren in der Semperit in Wegscheid, mein Bruder ist in der Semperit in Deggendorf, und ich habe studiert. Als mein Vater verstorben ist [...], Ende 1964 beim Begräbnis, hat mich ein Vorstand von Semperit angesprochen [...]: ‚Herr Kraus, wenn Sie wollen, kommen Sie zu uns.‘ Da habe ich mich beworben. [...] Das war Tradition, Familientradition, würde ich sagen.“³²²

Diese enge Bindung an das Unternehmen durch die Tatsache, dass oft die ganze Familie im Werk arbeitete, hatte allerdings bei Semperit wie bei der Kammgarnfabrik Möllersdorf gerade für Außenstehende nicht nur Vorteile. Alfred Roboch, der keine Bekannten bei Semperit hatte und über eine Zeitungsannonce mehr zufällig eine Stelle in Traiskirchen fand, musste sich erst in das familiäre Umfeld fügen und machte folgende Erfahrung.³²³

„Ich musste erst lernen, dass das ein „Familienbetrieb“ ist dort. Unter Anführungszeichen Familienbetrieb. Weil auch die Familienangehörigen haben natürlich auch andere Namen, Großväter, Großmütter, was weiß ich. Und da bin ich einmal richtig eingefahren. Irgendwie habe ich zu meinem Chef gesagt, die Methode vom Herrn XY, die gefällt mir nicht so gut, da könnten wir irgendwas anders machen [...] Hat er gesagt zu mir: Herr Roboch, ich muss Ihnen jetzt etwas sagen. Sie sind erst kurz bei uns da und sehr tüchtig. Aber sie müssen noch einiges dazulernen, weil der Herr XY ist normalerweise ein ganz, ganz fleißiger und guter Mensch. Und das sage ich nicht, weil's mein Cousin ist.“³²⁴

Auch Frau M. erwähnte bei ihrem Gespräch diesen Zusammenhang zwischen Familie oder Bekannten im Werk und der Arbeit bei Semperit. Ihr war diese Familienzusammengehörigkeit in der Firma anlässlich der eigenen Aufnahme ins Unternehmen aufgefallen. Sie kannte bei

³¹⁹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 4:57.

³²⁰ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 31:20.

³²¹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 20:45.

³²² Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 12:00-12:59.

³²³ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 17:12.

³²⁴ Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 19:22-20:25.

Semperit niemanden und hatte es deswegen schwer, eine Anstellung zu bekommen.³²⁵ Diesen Umstand begründet sie auch explizit damit, dass sie nicht zu einer „Semperit-Familie“ gehörte: „Eben nicht. Drum habe ich früher keine Stelle bekommen, weil ich war ja x-mal dort fragen.“³²⁶

Im Gespräch mit den ehemaligen Mitarbeiterinnen der Spinnerei Möllersdorf war das sozial-familiäre Element wesentlich präsenter als bei Semperit, ähnlich wie in den Werkszeitungen der beiden Unternehmen. Die Freundlichkeit und der Zusammenhalt unter den Kolleg*innen scheinen unabhängig davon gewesen zu sein, ob es sich um eine ausländische oder österreichische Arbeitskraft handelte. Eine in den Erinnerungen der Zeitzeug*innen viel wichtigere Rolle spielte die Frage, ob andere Familienmitglieder ebenfalls im Unternehmen tätig waren.

5.4 Mitarbeiter*innen und „Gastarbeiter*innen“

Semperit Traiskirchen hatte Anfang der 1960er-Jahre etwa 3000 Beschäftigte. Diese Zahl kletterte bis 1970 auf fast 4000, 1974 waren es sogar über 4500. Bis 1980 blieb der Personalstand mit zwischen 4000 und 4500 Personen hoch.³²⁷ Diese Zahlen waren auch den Mitarbeiter*innen bekannt: Sie wurden alljährlich zum Jahreswechsel im „Semperitler“ gemeinsam mit der Produktionsmenge und dem Umsatz veröffentlicht. Genaue Informationen zu den im Betrieb beschäftigten „Gastarbeiter*innen“ fehlen in der Werkszeitung jedoch.

Werner Kraus, der die Belegschaft des Semperitwerks Traiskirchen 1965 auf etwa 5000 Personen schätzte,³²⁸ ging davon aus, dass es 500 oder mehr „Gastarbeiter*innen“ gegeben habe. Bis zu einem Viertel der Arbeiter*innen könnten Gastarbeiter*innen gewesen sein. Unter den rund 1000 Angestellten gab es hingegen keine ausländischen Arbeitskräfte.³²⁹ Alfred Roboch schätzte die Anzahl der „Gastarbeiter*innen“ bei Semperit Traiskirchen auf etwa 300.³³⁰

In der Spinnerei Möllersdorf war die Belegschaft kleiner – in den 1960er- und 1970er-Jahren dürften es mehr als 1000 Mitarbeiter*innen gewesen sein, in ihren besten Zeiten sogar um

³²⁵ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 2:44.

³²⁶ Zeitzeug*inneninterview Frau M. 2:45-2:51.

³²⁷ Vgl. Schlifke, Ein Haus in Traiskirchen, 135.

³²⁸ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 0:15.

³²⁹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 41:45.

³³⁰ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:09:18

1400.³³¹ In den Werken der Vöslauer Kammgarnspinnereien wurden ab 1963 „Gastarbeiter*innen“ beschäftigt. 1965 waren es 221, im Jahr 1970 schon 1021 ausländische Arbeitskräfte bei einer Gesamtbelegschaft von etwa 2800 Mitarbeiter*innen. Der Anteil an „Gastarbeiter*innen“ stieg also beträchtlich an.³³²

Elsa Franta schätzte die Anzahl der „Gastarbeiter*innen“ in der Spinnerei Möllersdorf auf gut 200 Personen,³³³ bei einem Personalstand von wahrscheinlich 800 Arbeiter*innen.³³⁴ Sie erinnert sich daran, dass es zwischen 1969 und 1974 keine allzu großen Wechsel unter den ausländischen Arbeitskräften gab. Während durchaus immer wieder neue Mitarbeiter*innen hinzukamen, blieben jene, die schon länger in der Spinnerei tätig waren, in der Regel auch im Betrieb.³³⁵

Frau R. erinnert sich andererseits, dass die Arbeit im Werk Möllersdorf gerade zu Beginn nicht einfach war. Nicht alle der „Gastarbeiter*innen“, die mit ihr nach Österreich gekommen waren, blieben lange. Viele brachen den Aufenthalt nach wenigen Monaten ab – wofür es wohl zwei Gründe gab: Die Arbeit war zu hart und die Heimat war zu fern.³³⁶

Auch bei Semperit gab es keinen geplanten Austausch, aber wohl eine bestimmte Auslese in der ersten Zeit im Werk. „Wenn einer einmal da war und die Einführungszeit hinter sich gebracht hat, dann ist er dageblieben, solange Arbeit vorhanden war. [...] Wir haben keine Zeit-Gastarbeiter eingestellt“³³⁷, erklärt Werner Kraus im Gespräch. Damit zeigt sich bei Semperit und der Kammgarnfabrik Möllersdorf, warum das vorgesehene Rotationsprinzip keinen Erfolg hatte: Die Unternehmen hatten kein Interesse daran, die angelernten Arbeitskräfte nach kurzer Zeit wieder gehen zu lassen, nur um neue Menschen ausbilden zu müssen.

Die Belegschaften der Kammgarnfabrik und des Semperitwerks unterschieden sich nicht nur in ihrer Größe, sondern auch in ihrer Zusammensetzung. In der Produktion der Spinnerei waren hauptsächlich Frauen beschäftigt, etwa an den Spinnmaschinen. Nur die technischen und mechanischen Tätigkeiten, Reparatur und Wartung der Maschinen, wurden zumeist von

³³¹ Vgl. Museum Traiskirchen, Über das Museum. In: Museum Traiskirchen. Online unter: <https://www.museum-traiskirchen.at/ueber-das-museum/> (2.7.25).

³³² Vgl. Fischer-Westhauser, Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik, 325.

³³³ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 29:06.

³³⁴ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 16:29.

³³⁵ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 28:47.

³³⁶ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:31:45-1:31:58

³³⁷ Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 41:11.

Männern erledigt.³³⁸ Im Lohnbüro waren Frauen und Männer beschäftigt. Viele hatten aber keine entsprechende Ausbildung absolviert, sondern sich vom Werk ins Büro hochgearbeitet, etwa über die Tätigkeit als Werksschreiber*in.³³⁹ Der im Vergleich zu anderen Industrien hohe Frauenanteil im Betrieb war wiederum typisch für die Textilindustrie.³⁴⁰

Bei Semperit hingegen arbeiteten weniger Frauen. Dieser Umstand ergab sich auch durch die Tatsache, dass in der Produktion viel körperlich schwere Arbeit anfiel, für die Frauen zumindest laut den Zeitzeug*innen weniger häufig die notwendigen Voraussetzungen mitbrachten.³⁴¹ Sie waren zwar auch als Arbeiter*innen angestellt, aber häufiger im Büro oder als Chemikerinnen tätig.³⁴² Frau M., die selbst lange Zeit in der Wickelei gearbeitet hatte, vermutet aus ihrer persönlichen Erfahrung heraus, dass etwa gleich viele Männer und Frauen bei Semperit Traiskirchen tätig waren. Gerade bei ihrer Stelle in der Wickelei und auch später im Labor hatte sie viele Kolleginnen.³⁴³

Aus dem Bericht über den Jahresdurchschnitt 1977, der im „Semperitler“ veröffentlicht wurde, geht hervor, dass insgesamt 4500 Angestellte und Arbeiter*innen bei Semperit Traiskirchen tätig waren. 3220 davon waren Arbeiter*innen, von denen 82,6 Prozent Männer waren. Wie viele ausländische Mitarbeiter*innen beschäftigt waren, geht aus dem Bericht nicht hervor. Notiert wird jedoch, dass die Fluktuation für Österreicher*innen 8,9 Prozent und jene für ausländische Arbeiter*innen 21,4 Prozent betrug, also viel höher lag.³⁴⁴

Die „Gastarbeiter*innen“ bei Semperit wurden uniform als junge Männer gesehen, wobei sich die angegebenen Altersgruppen nur wenig unterscheiden. Frau M. und Alfred Roboch erinnerten sich vor allem an „Gastarbeiter“ zwischen 20 und 30, ausschließlich Männer, die ohne Familie kamen.³⁴⁵ Werner Kraus siedelte die ausländischen Arbeiter altersmäßig zwischen 25 und 40 an.³⁴⁶

³³⁸ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:39:13.

³³⁹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 44:02.

³⁴⁰ Vgl. Marlene Ellerkamp, Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht. Zu den sozialen Kosten der Industrialisierung. Bremer Textilarbeiterinnen 1870-1914 (Göttingen 2011) 24.

³⁴¹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 47:50.

³⁴² Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 49:14.

³⁴³ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 8:00.

³⁴⁴ Vgl. Jahresdurchschnitt 1977. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1978/121) I.

³⁴⁵ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 10:35, vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:05:50.

³⁴⁶ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 40:19.

In der Kammgarnfabrik dürfte die Zusammensetzung der Arbeiter*innen aus dem Ausland anders gewesen sein. Während Elsa Franta sich ebenfalls vorwiegend an alleinstehende, junge „Gastarbeiter*innen“ erinnerte, von denen die meisten Männer waren,³⁴⁷ gab es in der Erfahrung von Frau R. „Gastarbeiter*innen“ ganz unterschiedlichen Alters, zwischen 16 und dem Pensionsalter. In der Abteilung, in der sie tätig war, waren hauptsächlich Frauen angestellt. Die meisten von ihnen waren ledig – in der Gruppe, mit der sie in die Kammgarnspinnerei kam, war unter etwa zwanzig Personen nur ein einziges Ehepaar.³⁴⁸ Da Frau R. schon 1965 ins Werk eintrat und Elsa Franta 1969, könnte die Differenz in den Erinnerungen auch mit diesem zeitlichen Unterschied zwischen den Erfahrungen zusammenhängen.

Nicht nur Frau R., sondern die meisten der ausländischen Arbeitskräfte, die in der Kammgarnfabrik Möllersdorf Mitte der 1960er-Jahre tätig waren, stammten aus Jugoslawien. Türk*innen waren nur vereinzelt in der Spinnerei beschäftigt.³⁴⁹ Später wurden auch mehr türkische Arbeiter*innen angestellt.³⁵⁰ „Es waren Türken, Männer, die uns da geholfen haben. Die waren nett, und freundlich. Ja, da hat es nichts Negatives gegeben“³⁵¹, erklärte Frau M. im Gespräch über „Gastarbeit“ bei Semperit. Auch in diesem Betrieb waren jugoslawische und türkische Arbeitskräfte im Einsatz,³⁵² die türkischen Arbeiter*innen dürften jedoch in der Mehrzahl gewesen oder zumindest stärker in Erinnerung geblieben sein. Werner Kraus hingegen gab an, dass hauptsächlich Jugoslaw*innen bei Semperit tätig waren.³⁵³

5.5 Erfahrungen mit Arbeitsmigration

In den 1960er- und frühen 1970er-Jahren war in Österreich die Anwerbung von Arbeitskräften aus dem Ausland wegen des Mangels an inländischen Arbeiter*innen für die Unternehmen dringend notwendig.³⁵⁴ Gerade weil Traiskirchen keine Großstadt war und dennoch eine Vielzahl von Fabriken und Betrieben in der Gemeinde wirtschafteten, war die Gegend um Traiskirchen richtiggehend ausgesaugt, was Arbeitskräfte betraf.³⁵⁵ Mitarbeiter*innen wurden aus ganz Niederösterreich, der Steiermark und dem Burgenland mit Werksbussen zu Semperit

³⁴⁷ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 8:50.

³⁴⁸ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:42:18.

³⁴⁹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:46:48.

³⁵⁰ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 8:50.

³⁵¹ Zeitzeug*inneninterview Frau M. 10:10-10:26.

³⁵² Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:00:03.

³⁵³ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 38:05.

³⁵⁴ Vgl. Hannes Wimmer, Zur Ausländerbeschäftigungspolitik in Österreich, 8.

³⁵⁵ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 54:36.

nach Traiskirchen gebracht.³⁵⁶ Diese Möglichkeit nutzte auch Alfred Roboch, um von Wien aus ins Werk zu pendeln. Er erinnert sich, dass eine der Linien speziell bis nach Puchberg am Schneeberg verlief, weil dort ein Unternehmen geschlossen hatte und Semperit die Belegschaft als solche übernommen hatte. Die Preise für die Fahrkarten dürften minimal gewesen sein; vielleicht waren sie auch gratis und wurden nur für statistische Zwecke gelöst.³⁵⁷

Aus der Perspektive von Werner Kraus wäre die Arbeit bei Semperit trotz der Werksbuslinien ohne ausländische Hilfe kaum möglich gewesen:

„Die Semperit hat damals die Gastarbeiter wie einen Bissen Brot gebraucht, weil wir zu wenig Mitarbeiter hatten, und diese Gastarbeiter konnte man zu jeder Arbeit einteilen, und die haben die Arbeit normalerweise fleißig und tüchtig erledigt. Ich habe wirklich einen positiven Eindruck von diesen Menschen.“³⁵⁸

Auch beim Werk der Vöslauer Kammgarnfabriken in Möllersdorf gab es viele Pendler*innen, die aus Wiener Neustadt oder noch weiter herkamen und mit Werksbussen zur Arbeit fuhren.³⁵⁹ Busse spielten bei der Rekrutierung von ausländischen Arbeiter*innen für die Spinnerei ebenfalls eine wichtige Rolle. Elsa Franta, die durch ihre Tätigkeit im Lohnbüro eng mit Gastarbeiter*innen zusammenarbeitete, erinnert sich, dass die Personalchefs der Firma nach Jugoslawien, zumeist nach Kroatien fuhren und dort in Ortschaften Personen anwarben. Diese wurden dann mit Bussen nach Traiskirchen gebracht und im Lohnbüro angemeldet. Sie erhielten ein Visum und eine Arbeitskarte, sodass sie etwa Kinderbeihilfe beziehen konnten.³⁶⁰

Frau R. reiste mit der Bahn von Jugoslawien nach Österreich. Ihre Erinnerung an die Ankunft im Werk ist stark mit der Busfahrt vom Südbahnhof nach Traiskirchen verknüpft, die ihr einen ersten Blick auf Österreich und ihre zukünftige Arbeitsstelle verschaffte.³⁶¹

„Das eine, wo ich den ersten Eindruck gehabt habe, wie der Bus da in die Wolfstraße reinfährt, da sind rechts und links riesengroße – also für mich, für die damalige Zeit – riesengroße Kastanienbäume gestanden, und der Bus fährt da hinein, und ich bin ziemlich vorne gesessen, und ich schau so raus. Ach, habe ich richtig aufgeatmet, das hat auf mich so gewirkt. Der erste Gedanke: Da möchte ich bleiben.“³⁶²

So erzählt Frau R. von ihrem ersten Tag in Traiskirchen. Im Anschluss an die Busfahrt wurden die Neuankömmlinge ins Personalbüro geführt und formal in den Betrieb aufgenommen.³⁶³ Sie

³⁵⁶ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 0:48.

³⁵⁷ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 28:44.

³⁵⁸ Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 39:51-40:11.

³⁵⁹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:38:00.

³⁶⁰ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 6:26.

³⁶¹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:19:44.

³⁶² Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:23:24-1:24:04.

³⁶³ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:20:10.

kam mit etwa 20 Personen von Wien zur Vöslauer Kammgarnspinnerei, die dann auf die beiden Werke Möllersdorf und Bad Vöslau aufgeteilt wurden.³⁶⁴ Die Möglichkeit, in Österreich zu arbeiten, empfand Frau R. damals als große Chance, ihre Lebensumstände zu verbessern.³⁶⁵

Für die österreichischen Mitarbeiter*innen bedeutete die Anstellung von „Gastarbeiter*innen“ in ihrem Unternehmen in der Regel keine große Veränderung. Frau M. erinnert sich, dass man oft erst beim Ansprechen einer Person merkte, dass diese aus dem Ausland kam und deswegen die Frage nicht verstand. Eine Verständigung war dann nur mit Händen und Füßen und ein paar Brocken Deutsch möglich.³⁶⁶ Trotzdem gab es ihrer Erinnerung nach nie Probleme mit oder Vorurteile gegenüber den „Gastarbeiter*innen“.³⁶⁷

Diese Erinnerung entspricht auch dem Eindruck, den ein Großteil der ausländischen Arbeitskräfte bei österreichischen Unternehmen laut einer Studie von Hannes Wimmer hatte: Der persönliche Kontakt mit den Kolleg*innen wurde zu 80 Prozent als sehr positiv und konfliktfrei gewertet.³⁶⁸ Wimmer las aus diesem Ergebnis seiner Befragung auch eine große Anpassungsbereitschaft der „Gastarbeiter*innen“ im Allgemeinen heraus, wobei Türk*innen aufgrund der größeren sozialen Distanz zwischen ihrem Herkunftsland und Österreich häufiger bereit waren, ablehnendes oder diskriminierendes Verhalten in Kauf zu nehmen.³⁶⁹

Alfred Roboch gab im Gespräch eine ähnlich positive Einschätzung der „Gastarbeiter*innen“ ab. Trotz der Tatsache, dass ab 1970 immer mehr ausländische Arbeiter*innen bei Semperit beschäftigt waren, hatte dies keinen negativen Einfluss auf den Betrieb als solches. Die „Gastarbeiter*innen“ wurden in allen Bereichen der Produktion und auf verschiedensten Positionen eingesetzt, gleich wie die österreichischen Mitarbeiter*innen.³⁷⁰

„Manches Mal, wenn ich da durchgegangen bin und mit einem geredet habe, dann habe ich erst gehört, dass der ein Gastarbeiter ist. Und er war halt einer von fünf, die ähnliche Transportarbeiten gemacht haben.“³⁷¹

³⁶⁴ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:22:30.

³⁶⁵ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:23:05.

³⁶⁶ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 12:39

³⁶⁷ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 13:42.

³⁶⁸ Vgl. Hannes Wimmer, Die Arbeitswelt der ausländischen Arbeitnehmer. In: Hannes Wimmer (Hg.), *Ausländische Arbeitskräfte in Österreich* (Frankfurt/New York 1986) 252.

³⁶⁹ Vgl. Wimmer, *Die Arbeitswelt der ausländischen Arbeitnehmer*, 252.

³⁷⁰ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:08:02.

³⁷¹ Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:08:14-1:08:23.

Wichtigster Faktor war für Alfred Roboch in seiner Tätigkeit in der Arbeitswirtschaft die Produktivität der einzelnen Arbeiter*innen – und die unterschied sich nicht, ob In- oder Ausländer*in.³⁷²

Eine Veränderung, welche speziell die Anwesenheit von türkischen „Gastarbeiter*innen“ hervorrief, war die Einrichtung von orientalischen Hocktoiletten. Diese wurde sowohl in der Kammgarnfabrik Möllersdorf als auch bei Semperit Traiskirchen um 1970 vorgenommen. Für die österreichischen Mitarbeiter*innen stellten diese Sanitäreinrichtungen ein Kuriosum dar, für die ausländischen Arbeitskräfte war es hingegen ein Entgegenkommen der Firma und die Zurverfügungstellung von einem Stück heimatlichem Komfort.³⁷³

Nur wenige der Zeitzeug*innen schlossen jedoch engere persönliche Bekanntschaften mit „Gastarbeiter*innen“ – man wahrte Distanz. Das entspricht auch den Ergebnissen einer Befragung von jugoslawischen „Gastarbeiter*innen“ in Wien: 63 Prozent von ihnen gaben an, dass sie keine privaten freundschaftlichen Kontakte zu Österreicher*innen pflegten. Wenn solche Freundschaften geknüpft wurden, dann zumeist über den Arbeitsplatz.³⁷⁴ Selbst Frau R. hatte keine engeren Beziehungen mit ihren Arbeits- und Zimmerkolleg*innen. Wichtig war für sie allein die Arbeit und nicht das Knüpfen von sozialen Kontakten, egal ob mit jugoslawischen oder österreichischen Mitarbeiter*innen.³⁷⁵

Im Gegensatz dazu kannte Elsa Franta, die beruflich eng mit den ausländischen Arbeitskräften zu tun hatte, viele dieser Menschen namentlich. Ein Mann, Herr P., der ihr bis heute ein guter Freund geblieben ist und den sie im Gespräch als Beispiel heranzog, kam 1967 als 19-Jähriger aus Jugoslawien nach Österreich und war ebenfalls in der Kammgarnfabrik angestellt, wo Elsa Franta ihn kennenlernte. Herr P. heiratete eine Österreicherin, eine Freundin von Elsa Franta, und blieb bis heute in Österreich.³⁷⁶ Viele seiner Angehörigen, beispielsweise sein Bruder, waren zeitweise als „Gastarbeiter*innen“ in Österreich tätig und kehrten dann in ihr Herkunftsland zurück.³⁷⁷ Damit war Herr P. Teil einer klassischen Kettenwanderung, bei der Freunde und Familie nach und nach ins selbe Land zogen, um sich gegenseitig zu

³⁷² Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:08:02.

³⁷³ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 31:18; vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:00:27.

³⁷⁴ Vgl. Helga Leitner, Gastarbeiter in der städtischen Gesellschaft. Segregation, Integration und Assimilation von Arbeitsmigranten. Am Beispiel jugoslawischer Gastarbeiter in Wien (Frankfurt/New York 1983) 263.

³⁷⁵ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 4:25.

³⁷⁶ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 26:36.

³⁷⁷ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 1:04:01.

unterstützen.³⁷⁸ In der Phase der Remigration verließen sie, bis auf Herrn P., der hier eine Familie gegründet hatte, Österreich aber auch wieder.³⁷⁹

Wie Frau R. gab Frau M. an, dass sie bei Semperit zwar mit einem „Gastarbeiter“ direkt zusammenarbeitete, aber keine Zeit für Gespräche oder ein Kennenlernen gehabt habe. Sie hatte auch kein besonderes Interesse an ihren ausländischen Kolleg*innen. Alfred Roboch erinnert sich hingegen gut an zumindest einen der „Gastarbeiter“ aus dem Werk, der ihm besonders sympathisch war:

„Wenn Sie meinen persönlich, dann ist mir heute einer in Erinnerung, der hochintelligent war, der auf der Wickelmaschine gestanden ist, mit dem man sich unterhalten können hat, mit dem man null Probleme gehabt hat und der nur Überleistung immer gebracht hat. Aber dementsprechend auch mehr verdient hat. Der war natürlich angefeindet von den anderen, weil sie gesagt haben, wenn du mehr machst, dann wird unser Akkord auch hochgeschraubt. [...] Der war eine Produktivitätsleuchte. Das weiß ich heute noch, wie er geheißen hat, weil er so einen tollen Namen gehabt hat, als Türke hat er Er geheißen.“³⁸⁰

Der Semperit-Mitarbeiter blieb Alfred Roboch also aus mehreren Gründen in Erinnerung: Er war intelligent, konnte zumindest gut genug Deutsch, um ein Gespräch zu führen, und arbeitete ausgesprochen fleißig. Damit ähnelt sein Profil dem türkischen „Gastarbeiter“ Ali Özmen aus dem „Semperitler“: gut angepasst, produktiv und problemlos. Die Charakterisierung des „Gastarbeiters“ als überdurchschnittlich intelligent lässt anklingen, dass diese Eigenschaft in gewisser Weise überraschend für den Zeitzeugen war. Der Mann stellte in dieser Hinsicht wie Ali Özmen eine Ausnahme dar, was im Umkehrschluss bedeuten würde, dass ausländischen Arbeitskräfte im Allgemeinen als weniger intelligent eingeschätzt wurden.

Auch die Ausübung der Islamischen Religion von türkischen Arbeitskräften war bei Semperit in den 1960er- und 1970er-Jahren kein Diskussionsthema:

„Einmal habe ich erlebt oder erzählt bekommen – das hat aber auf die Arbeit auch keinen Nachteil gehabt – da hat einer ein Platzl gehabt, seinen Gebetsteppich ausgebreitet und gegen Osten sein Gebet gemacht, dann hat er ihn wieder zusammengerollt und hat weitergearbeitet. Hat niemanden gestört, damals. Überhaupt nicht. Seine Leistung hat er gebracht.“³⁸¹

³⁷⁸ Vgl. Gudrun Biffl, Zuwanderung und Segmentierung des österreichischen Arbeitsmarktes. Ein Beitrag zur Insider-Outsider-Diskussion. In: Karl Husa, Christof Parnreiter, Irene Stacher (Hg.), Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? (Historische Sozialkunde 17, Frankfurt 2000) 210.

³⁷⁹ Vgl. Gerald Pelger, Die Arbeitsmigration in Österreich. Die Arbeitsmigration in Österreich. Geschichte der Migration. Steckbrief der Regionen. Regionale Clusterung. Ausblick (Saarbrücken 2009) 42.

³⁸⁰ Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:35:18-1:36:01.

³⁸¹ Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:44:42-1:45:02.

Wie schon im „Semperitler“-Bericht über Ali Özmen wurde der Ausübung religiöser Praktiken des Islams keine negative Konnotation zugeordnet, selbst wenn sie am Arbeitsplatz geschah, sondern wurde schlicht hingenommen, solange die Arbeit dadurch nicht gestört wurde. Es gab – abgesehen von der Einrichtung von orientalischen Toiletten – von Seite des Unternehmens weder Erleichterungen noch Vorschriften oder Verbote, die das Einhalten von entsprechenden Sitten und Gebräuchen betroffen hätten.

Die Präsenz der „Gastarbeiter*innen“ hinterließ in den Betrieben und in den Erinnerungen der ehemaligen Arbeiter*innen durchaus ihre Spuren, auch wenn diese – wie das Anbringen von mehrsprachigen Warnhinweisen – von der Belegschaft häufig nicht als solche wahrgenommen wurden. Trotz der Beschäftigung von hunderten ausländischen Arbeitskräften werden seltener einzelne Menschen erinnert – mit dem Begriff „Gastarbeiter*innen“ wird zumeist kein bestimmtes Individuum, kein Mensch, den man persönlich kannte, verbunden. Wenn man nach „Gastarbeiter*innen“ fragt, erhält man allgemeinere Antworten, die sich auf eine große, zum Teil sehr heterogene Gruppe beziehen.

5.6 Arbeitsbedingungen, Schichten und Lohn

„Das waren riesenlange Maschinen, und da sind die Spulen [...] gewickelt worden. [...] und der Kord, der Faden, wenn er gerissen ist, zwischen dem Aufwickeln, hat man den müssen wieder zusammenknüpfen, und da, das ist ein eigener Knopf, den man da machen muss [...]. Der Faden ist so dünn gewesen, und den hast du müssen schnell fangen. Und du hast rennen müssen, ich glaub 30 Meter, schätzungsweise [...]. Die ganze Länge musst du laufen, dass du alle Fäden erwischst, die abgerissen sind. [...] Da bist du nicht zum Stehen gekommen. [...] Jede Länge Korn eine, und auf der nächsten Länge wieder eine Kollegin.“³⁸²

So beschrieb Frau R. die Tätigkeit, für die sie im Werk Möllersdorf angelernt wurde – eine Arbeit, die für sie völlig neu war. Wie etwa 85 Prozent der „Gastarbeiter*innen“ in Österreich hatte sie in ihrem Herkunftsland keine Anstellung in der Industrie gehabt, und noch keine Erfahrung in einem solchen Beruf.³⁸³ Gerade in der Textilindustrie wurden vorwiegend Anlernkräfte wie Frau R. angestellt.³⁸⁴ Die Arbeit in der Spinnerei Möllersdorf war kräfteraubend, gerade auf jenen Posten, die keine große Ausbildung erforderten. Das Knüpfen an den Spulen war eine typische Frauenarbeit. Es war zwar nicht gefährlich, aber sehr anstrengend. Die Arbeiter*innen mussten schnell reagieren und brauchten geschickte Finger, um den Faden zu flicken, damit die Maschinen weiterlaufen konnten.³⁸⁵ Hilfsmeister, in der

³⁸² Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:24:26-1:26:10.

³⁸³ Vgl. Wimmer, Die Arbeitswelt der ausländischen Arbeitnehmer, 242

³⁸⁴ Vgl. Wimmer, Die Arbeitswelt der ausländischen Arbeitnehmer, 245.

³⁸⁵ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:26:13.

Erinnerung der Zeitzeugin durchwegs Männer, waren für den Betrieb der Maschinen selbst verantwortlich, für deren Instandhaltung und Reparaturen, und überwachten auch die Läufer*innen an den Spinnmaschinen.³⁸⁶ Trotzdem war Frau R. glücklich, eine Stelle zu haben, selbst wenn die Arbeit nicht einfach war. „Es war seinerzeit das Richtige“³⁸⁷, urteilt sie heute.

Auch Frau M. führte bei Semperit eine Tätigkeit aus, die für sie nicht einfach war. Sie arbeitete an einer Schneidemaschine, an der der Gummi für die Reifenproduktion zurechtgemacht wurde. Gemeinsam mit drei anderen Arbeiterinnen war es ihre Aufgabe, die schweren abgeschnittenen Gummipplatten entgegenzunehmen, auf große Rollen zu wickeln und beiseite zu schaffen, wo andere Arbeiter*innen sie wegtrugen. Diese Arbeit war nicht nur körperlich schwer, sondern auch unangenehm: der Gestank nach frischem Gummi war allgegenwärtig.³⁸⁸ Trotzdem war Frau M. siebzehn Jahre an der Maschine tätig und beurteilte ihre Arbeit wie Frau R. positiv:

„Obwohl ich zuerst geglaubt habe, da halte ich es keine Woche aus, habe ich es dreiunddreißig Jahre ausgehalten, also... Negatives kann ich nicht sagen. Es war eine gute Arbeit.“³⁸⁹

Dass Frau M. ihren Arbeitsplatz trotz körperlicher Beschwerden – gerade starke Rückenschmerzen plagten sie häufig – als gut empfand, lag nicht an der Arbeit selbst.³⁹⁰ Der Grund dafür, dass sie so lange in der Produktion arbeitete, war simpel: „Ich bin gern arbeiten gegangen. [...] Semperit hat relativ gut bezahlt, es war ja alles Akkordarbeit.“³⁹¹ Die Entlohnung bei Semperit war also hoch genug, dass Frau M. lange an ihrem Platz in der Produktion blieb, und erst, als ihr die Arbeit körperlich nicht mehr möglich war, ins Labor wechselte, wo die Tätigkeit leichter war.³⁹² Werner Kraus bestätigt, dass Frau M. mit dieser Einschätzung der Semperit Traiskirchen nicht alleine war, und schlüsselt auf, warum dem so war:

„Semperit war ein guter Arbeitgeber, würde ich einmal sagen. Also die Mitarbeiter wurden relativ – wir sind chemische Industrie, im Kollektivvertrag – relativ gut bezahlt, also im Vergleich zu anderen Arbeitgebern [...]. Das war in Traiskirchen ein beliebter Arbeitgeber. Und, wie gesagt, in drei Schichten, wenn man dementsprechend fleißig war, damals gab es schon die Akkordarbeit. Es wurde gemessen, wie viel kann ein Arbeiter in acht Stunden produzieren, also normal, und das war die Basis. Und wenn er mehr gearbeitet hat, was natürlich – ich sag es jetzt einmal provokant, die Basis war relativ niedrig, weil der Betriebsrat eh geschaut hat, dass die Arbeiter nicht zu viel tun. Sie haben also die 100% alle normalerweise erreicht, und die meisten sind auf 120, 130% gekommen,

³⁸⁶ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:26:37.

³⁸⁷ Zeitzeug*inneninterview Frau R. 2:02:53.

³⁸⁸ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 3:26.

³⁸⁹ Zeitzeug*inneninterview Frau M. 20:14-20:26.

³⁹⁰ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 5:30.

³⁹¹ Zeitzeug*inneninterview Frau M. 4:09-4:27.

³⁹² Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 23:11.

und sind damit auch auf 120, 130% des Lohnes gekommen. Deswegen war Traiskirchen ein beliebter Arbeitgeber.“³⁹³

Die Faktoren, die sowohl Frau M. als auch viele andere Menschen zu Semperit zogen, beziehungsweise dafür verantwortlich waren, dass sie dort blieben, waren also weniger die „Werksfamilie“ und der Zusammenhalt unter den Mitarbeiter*innen, sondern reelle, materielle Gründe: Im Werk Traiskirchen wurde in drei Schichten zu je acht Stunden produziert, die Entlohnung war gut und durch den Akkord konnte durch besonders fleißige Arbeit auch mehr verdient werden. Den Unterschied, den die Beschäftigung im Werk machte, spürte Frau M. deutlich, als sie von der Tätigkeit an der Maschine ins Labor wechselte: Sie verdiente über 1000 Schilling – also etwa 360€³⁹⁴ – weniger. Die Kontakte mit den Kolleg*innen veränderten sich ebenfalls, hier jedoch zum Positiven. Während im Werk keine Zeit für den Austausch mit den Mitarbeiter*innen blieb,³⁹⁵ schloss sie im Labor auch Freundschaften, die bis in die Pension erhalten blieben.³⁹⁶

Der Faktor Gehalt war in der Kammgarnspinnerei wie bei Semperit nicht unwesentlich. Elsa Franta verdiente für ihre Tätigkeit im Lohnbüro 1969 2900 Schilling, also umgerechnet etwa 1316€.³⁹⁷ Damit war sie zufrieden, da ihr die Position viele andere Vorteile brachte und sie sehr gerne im Lohnbüro arbeitete.³⁹⁸

Frau R. sah ihre Bezahlung bei der Kammgarnspinnerei etwas kritischer. Vor allem am Anfang, in der Anlernzeit, war ihr Verdienst sehr niedrig.³⁹⁹ Sie arbeitete in Schichten, zwölf Stunden am Tag, von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends, samstags von sechs bis zwei Uhr Nachmittag.⁴⁰⁰ Männer dürften hingegen wie bei Semperit auch nachts gearbeitet haben.⁴⁰¹ Die im Vergleich zu ihrer späteren Arbeit im Metallwerk Klinger niedrige Bezahlung war für Frau R. das einzig wirklich Negative an ihrer Anstellung bei den Vöslauer Kammgarnwerken. Grund für die schlechte Bezahlung dürften die in der österreichischen Textilindustrie tendenziell niedrigen Löhne gewesen sein.⁴⁰²

³⁹³ Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 3:10-4:08.

³⁹⁴ Preisangaben in Schilling in dieser Arbeit wurden mit dem Historischen Währungsrechner der Österreichischen Nationalbank unter der Berücksichtigung der Jahreszahlen in Euro umgerechnet, Online unter: <https://finanzbildung.oenb.at/docroot/waehrungsrechner/#/> (20.6.25).

³⁹⁵ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 13:07.

³⁹⁶ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 16:30.

³⁹⁷ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 10:00.

³⁹⁸ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 1:06:40.

³⁹⁹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:27:13.

⁴⁰⁰ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:54:26.

⁴⁰¹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 13:02.

⁴⁰² Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 2:03:09

„Weil, was haben sie denn gehabt in der Stunde? Zehn Schilling! Das haben die in der Stunde gehabt, oder später dann höchstens 12 Schilling oder so, und die Klinger, Metallbranche, hat schon fast das Doppelte gezahlt.“⁴⁰³

Ein Stundenlohn von 10 Schilling damals wären heute umgerechnet etwa 5€. Damit verdiente Frau R. in der Spinnerei in etwa dasselbe wie Elsa Franta im Lohnbüro – allerdings bei längeren Arbeitstagen und einer körperlich anstrengenderen Arbeit. In Bezug auf ihr Gehalt war für Frau R., die als „Gastarbeiterin“ nach Österreich gekommen war, um zu arbeiten und Geld zu verdienen, besonders der erste Lohn ein Schock:

„Wir haben einen Vorschuss gekriegt, 150 Schilling, und da habe ich gebraucht die Arbeitsschlapfen, Schuhe, da habe ich's gekauft, das hast du alles da im Geschäft gekriegt. Und ein Arbeitsgewand, irgendwas fürs erste. Und den Vorschuss, und das Zimmer, das Bett, hast müssen auch zahlen. Und im ersten Monat, bist du ja praktisch, hast du ja erstes Monat und hast praktisch keinen Lohn. Du lernst ja an. [...] Wie ich dann mein Sackerl gekriegt hab, Lohnsackerl, was die im Lohnbüro, die sind von Maschine zu Maschine gegangen und haben das ausgetragen. Und da war nur ein Zehner drinnen. Zehn Schilling.“⁴⁰⁴

Wie genau sich der Lohn zusammensetzte und welche Abzüge abseits von dem Vorschuss, der ihr ausgezahlt wurde, noch gemacht wurden, etwa für das Zimmer oder den Bustransport vom Wiener Südbahnhof nach Traiskirchen ins Werk, wurde nicht offengelegt.⁴⁰⁵ Für Frau R., die kaum über Rücklagen verfügte, war dieser im ersten Monat verschwindend geringe Lohn ein harter Schlag, da sie darüber nicht informiert gewesen war und nicht, wie viele andere „Gastarbeiter*innen“ in der Kammgarnfabrik, in der ersten Zeit von zuhause unterstützt wurde. Sie hatte nur wenig Geld mitgebracht, etwa um sich am Abend etwas zu essen leisten zu können.⁴⁰⁶

Daher wird es umso verständlicher, dass Elsa Franta im Lohnbüro die Erfahrung machte, dass die „Gastarbeiter*innen“ zum Teil sehr ungeduldig auf ihre behördliche Anmeldung warteten, weil sie erst dann eine Lohnsteuerkarte erhielten und Beihilfen, etwa die Kinderbeihilfe, beziehen konnten. Dieser Prozess konnte allerdings einige Monate in Anspruch nehmen. Erst wenn diese Dokumente erstellt worden waren, wurden die entsprechenden Gelder ausgezahlt. Oft handelte es sich hier um größere Summen.⁴⁰⁷ Elsa Franta arbeitete im Büro unter anderem am Schalter, wo etwa die Essensmarken für die Werksküche gekauft werden konnten oder

⁴⁰³ Zeitzeug*inneninterview Frau R. 2:03:25-2:03:50.

⁴⁰⁴ Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:27:33-1:28:57.

⁴⁰⁵ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:43:55.

⁴⁰⁶ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:29:05.

⁴⁰⁷ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 7:54

Fahrkarten für öffentliche Verkehrsmittel rückerstattet wurden.⁴⁰⁸ Dort kam es manchmal auch zu Beschwerden wegen des Lohnes:

„Es waren wirklich heftige Auftritte, auch von Ausländern, wenn es eben irgendwelche lohnverrechnerischen Unstimmigkeiten gegeben hat [...], oder wenn die Lohnsteuerkarte oder die Kinderbeihilfekarte zulange gedauert hat. Da ist man schon ein bisschen verbal [lauter geworden], vom Schalter her.“⁴⁰⁹

Diese Proteste oder Unmutsbezeugungen in Sachen Lohn waren für Elsa Franta nachvollziehbar, aber unangenehm. Handgreiflich wurden Beschwerden im Lohnbüro nie ausgetragen, „beflegelt“⁴¹⁰, wie sie es ausdrückte, wurde man allerdings öfter. „Ja, aber das waren nicht nur die Ausländer“⁴¹¹, setzte Elsa Franta gleich hinzu. Beim Verhalten bei Lohnangelegenheiten machte das Herkunftsland keinen Unterschied.

Bei Semperit waren die „Gastarbeiter*innen“ vor allem in jenen Bereichen notwendig, in denen die Arbeit nicht nur schwer, sondern auch unangenehm war. „Im Rohbetrieb, wo es schmutzig war, wo es heiß war, wo es rauchig war, da haben die Österreicher nicht gearbeitet. Da waren die Gastarbeiter da“, ⁴¹² erklärt Werner Kraus. Da ausländische Arbeitskräfte im Allgemeinen häufig für Arbeitsplätze angestellt wurden, die unbeliebt waren, dürfte das nicht nur für Semperit, sondern auch für die Kammgarnspinnerei gegolten haben.⁴¹³ Für Semperit ist allerdings anzumerken, dass in den Werken bereits vor der gesetzlichen 40-Stunden-Woche eine solche eingeführt wurde.⁴¹⁴ Die Arbeitszeit war also bei im Vergleich zur Spinnerei Möllersdorf höherem Lohn kürzer. Da 24 Stunden am Tag produziert wurde und Frauen nicht in der Nacht arbeiten durften, waren die Nachtschichten besonders bei Männern, die rasch viel Geld verdienen wollten, sehr beliebt. Durch die Nachtschichtzulage wurde die Bezahlung zusätzlich verbessert.⁴¹⁵ Diese Umstände machten das Arbeiten im Schichtbetrieb, vor allem während der Nacht, für ausländische Arbeitskräfte besonders attraktiv: im Durchschnitt arbeiteten „Gastarbeiter“ doppelt so oft in Nachtschichten als Österreicher.⁴¹⁶ Grundsätzliche Lohnunterschiede zwischen Frauen und Männern gab es bei Semperit aber nicht – das Gehalt war nur von der erzielten Leistung abhängig.⁴¹⁷

⁴⁰⁸ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 35:37

⁴⁰⁹ Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 36:08-36:30.

⁴¹⁰ Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 37:01.

⁴¹¹ Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 37:01-37:09.

⁴¹² Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 38:59.

⁴¹³ Vgl. Pelger, Die Arbeitsmigration in Österreich, 49.

⁴¹⁴ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 28:44

⁴¹⁵ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 48:42.

⁴¹⁶ Vgl. Wimmer, Die Arbeitswelt der ausländischen Arbeitnehmer, 251.

⁴¹⁷ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 29:10.

Für das Unternehmen war eine hohe Produktivität wichtig, um den Umsatz und den Export zu erhöhen. Semperit bemühte sich dennoch, einen menschlichen Betrieb zu führen, und nicht Unmögliches von den Mitarbeiter*innen zu verlangen. Ein Aspekt war dabei immer auch die entsprechende Bezahlung, die der Arbeit angemessen sein musste.⁴¹⁸

Frau M. berichtet dennoch über schwierige und harte Arbeitsbedingungen. Besonders wenn eine ihrer Kolleginnen fehlte und sie auf eine andere Arbeitsstelle an einer anderen Maschine wechseln musste, war die Tätigkeit körperlich anstrengend und oft mit Schmerzen verbunden.⁴¹⁹ „Aber um das hat sich niemand gekümmert. Das ist eben so.“⁴²⁰ Als sie sich über ihre häufigen Versetzungen zum Einspringen, für die sie die erste Wahl war, beschwerte, wurde Frau M. gesagt, dass sie nun einmal eine gute Arbeiterin sei, die man überall hinstellen könne. Ein Ablehnen dieser Aufgabe kam nicht in Frage.⁴²¹

Der Wechsel der Position, wie ihn Frau M. im Laufe ihrer langjährigen Tätigkeit bei Semperit machte – von der Produktion ins Labor –, war bei der Kammgarnfabrik ebenfalls nicht unüblich. Auch Elsa Franta erzählt von solchen Versetzungen:

„Meine Schwiegermutter hat lang auf der Maschine gearbeitet, das kann man dann, hat sie körperlich nicht mehr können, dann ist sie in die Einlegerei gekommen [...], da ist eigentlich auch immer geschaut worden.“⁴²²

Beide Firmen kümmerten sich in gewisser Weise um ihre Belegschaft und boten nicht nur möglichst attraktive Arbeitszeiten und Gehälter, sondern versuchten auch, die Arbeiter*innen, wenn sie einer bestimmten Anstellung nicht mehr gewachsen waren, auf einen anderen Platz im Unternehmen zu verschieben. Ob dies auch mit „Gastarbeiter*innen“ geschah, die speziell für schwere und unangenehme Stellen eingesetzt wurden, ist unklar.

5.7 Werkswohnungen

Sowohl für Semperit als auch für die Vöslauer Kammgarnfabriken war die Unterbringung ihrer Arbeiter*innen ein wichtiger Punkt, der auch in den Werkszeitungen immer wieder Erwähnung fand. Beide Unternehmen bauten in Traiskirchen schon früh Werkswohnungen, die an die

⁴¹⁸ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 20:00.

⁴¹⁹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 5:30.

⁴²⁰ Zeitzeug*inneninterview Frau M. 5:38-5:41.

⁴²¹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 5:42.

⁴²² Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 45:17-45:50.

eigene Belegschaft vermietet wurden. Auch die „Gastarbeiter*innen“ mussten von den österreichischen Arbeitgeber*innen untergebracht werden. Die meisten von ihnen lebten in untervermieteten Wohnungen mit wenigen Annehmlichkeiten oder in Werkswohnungen.⁴²³

Die Kammgarnfabrik Möllersdorf verfügte in den 1960er- und 1970er-Jahren über ein großes Areal, auf dem nicht nur die Fabrik selbst, sondern auch Werkswohnungen und andere Gebäude, etwa ein Arbeiterschwimmbad, errichtet wurden. An der Wolfstraße und der Mayerhofstraße in Traiskirchen stehen bis heute viele Wohnbauten, die für die Belegschaft der Spinnerei erbaut wurden.⁴²⁴ Elsa Franta wuchs in einer solchen Wohnung auf. Das Grundstück, auf dem das Wohnhaus stand, grenzte an jenes, auf dem die Unterkünfte für die ausländischen Arbeitskräfte – die „Fremdarbeiterheime“ – errichtet worden waren. Für Elsa Franta gehörte die Gegenwart von „Gastarbeiter*innen“ von Anfang an zur Kammgarnfabrik dazu, selbst, als sie noch nicht dort tätig war.⁴²⁵ Bis November 1969 waren etwa 90 Prozent der ausländischen Arbeiter*innen, die im Werk angestellt waren, in Quartieren der Firma untergebracht.⁴²⁶

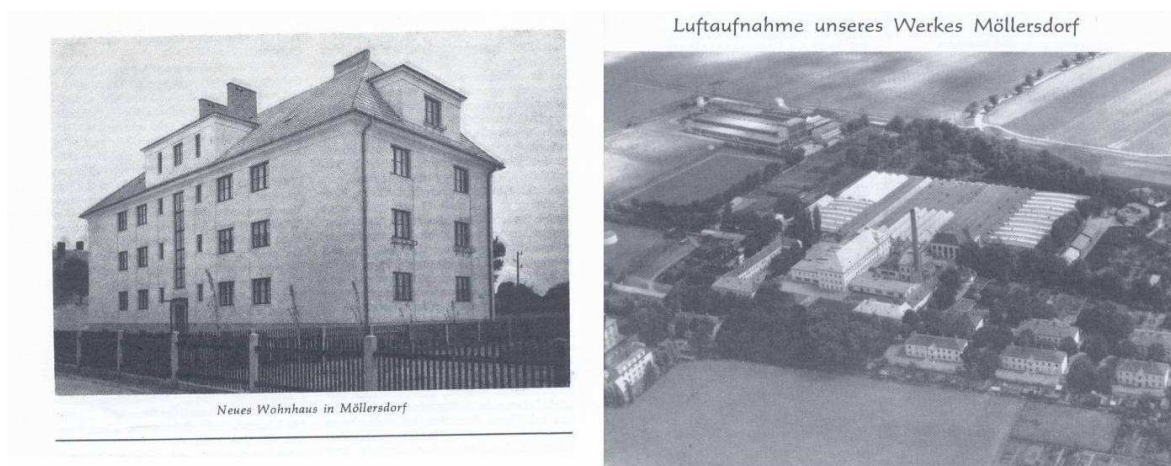


Abbildung 10: Werkswohnhäuser der Kammgarnspinnerei in Möllersdorf. „Neues Wohnhaus in Möllersdorf“ aus: „Die Vöslauer und Wir“, (1954/35-36), 6. „Luftaufnahme unseres Werkes Möllersdorf“ aus: „Die Vöslauer und Wir“, (1964/151) 1.

Die Unterkunft, an die sich Elsa Franta erinnert, dürften die beiden Barracken sein, die auch Ulla Fischer-Westhauser erwähnt, mit jeweils zehn Dreibettzimmern pro Gebäude.⁴²⁷ Laut Elsa Franta hatte die Kammgarnfabrik Möllersdorf auch Wohn-Außenstellen in ganz Traiskirchen

⁴²³ Vgl. Hannes Wimmer, Wohnverhältnisse der ausländischen Arbeiter in Österreich. In: Hannes Wimmer (Hg.), *Ausländische Arbeitskräfte in Österreich* (Frankfurt/New York 1986) 303.

⁴²⁴ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 60:00.

⁴²⁵ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 25:28.

⁴²⁶ Vgl. Fischer-Westhauser, *Action-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik*, 326.

⁴²⁷ Vgl. Fischer-Westhauser, *Action-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik*, 325.

und Umgebung, in denen zusätzlich „Gastarbeiter*innen“ untergebracht wurden. Diese Wohngelegenheiten wurden nach Nationalitäten getrennt vergeben.⁴²⁸ Ein weiteres Kriterium bei der Zimmervergabe war der Ehestand: Ledige und verheiratete „Gastarbeiter*innen“ wurden in unterschiedlichen Unterkünften untergebracht.⁴²⁹

Frau R. lebte in ihrem ersten Jahr in einer Firmenunterkunft. Zusammen mit zwei anderen jungen „Gastarbeiterinnen“ teilte sie sich ein Zimmer. Das Zusammenleben war nicht einfach, da ihre Zimmerkolleginnen abends ausgingen und Frau R. oft nicht ruhig schlafen konnte. Die Tatsache, dass sie nicht mitkam, führte zusätzlich zu Spannungen.⁴³⁰ Im Gebäude, das in ihrer Erinnerung relativ neu war, teilten sich die Bewohner*innen eine Küche und Waschräume. Das Haus war zu ihrer Zeit bereits voll besetzt, es gab aber durch die Aufteilung im Schichtbetrieb nie ein Gedränge oder eine Überfüllung der Räumlichkeiten.⁴³¹ Die Quartiere der „Gastarbeiter*innen“ wurde von einer Art Hauswart beaufsichtigt, der für Probleme im Haus zuständig und für die Bewohner*innen eine Ansprechperson war. Im Krankheitsfall etwa konnte man sich bei ihm melden und er leitete dann die Krankschreibung an das Werk weiter.⁴³²

Nach ihrer Heirat lebte Frau R. mit ihrem Gatten bei der Schwiegermutter, die ebenfalls in der Kammgarnspinnerei arbeitete und eine Werkswohnung bewohnte.⁴³³ Sie verfügte wie alle Anwohner*innen über eine Parzelle Land gleich neben dem Wohnhaus, auf der sie einen Schrebergarten anlegen konnte.⁴³⁴

Wie die Kammgarnfabrik stellte Semperit seinen Mitarbeiter*innen Wohnungen in Traiskirchen zur Verfügung und baute zu diesem Zweck auch zahlreiche Mehrfamilienhäuser in und um Traiskirchen.⁴³⁵ Diese verfügten über ein oder mehrere Schlafzimmer, ein Wohnzimmer, eine Küche, Abstellräume sowie ein Bad und ein separates WC.⁴³⁶ Keine*r der Zeitzeug*innen, die im Rahmen dieser Arbeit für Semperit interviewt wurden, nahm eine solche Werkswohnung in Anspruch. Werner Kraus und Alfred Roboch wohnten nicht in Traiskirchen.

⁴²⁸ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 8:50.

⁴²⁹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 6:26.

⁴³⁰ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 4:25.

⁴³¹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:53:15.

⁴³² Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 2:05:03.

⁴³³ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 17:49.

⁴³⁴ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 19:54.

⁴³⁵ Vgl. Albrecht Wagner, 100m² Eigentumswohnung um S 1379.- monatlich. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1975/102) 9.

⁴³⁶ Vgl. Albrecht Wagner, Wohnungen mit Blick ins Grüne. Sicherheit auch für die Kinder. Günstiger Eigenmittelanteil. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1974/94) 7.

Frau M. lebte zwar in der Stadt, wohnte jedoch in einer eigenen Wohnung und baute dann mit ihrem Ehemann ein Haus. Sie hatte also keinen Bedarf.⁴³⁷

Zwischen dem Semperit-Gelände und Tribuswinkel entstand eine Wohnhausanlage, zu sehen auf Abbildung 11, in der Mitarbeiter*innen – darunter ausländische wie inländische – mit ihren Familien lebten. Dieser Standort hatte den Vorteil, dass der Weg zum Werk kurz war.⁴³⁸ Auch die Mieten waren vergleichsweise niedrig.⁴³⁹ Zu Beginn der Aufnahme von „Gastarbeiter*innen“ bei Semperit – also vermutlich um 1970 – gab es zeitweise Baracken direkt auf dem Werksgelände, die für die neuen Arbeitskräfte als Unterkunft dienten:

„Am Anfang, da hat man am Betriebsgelände, die Semperit hat ja noch viele Gebiete gehabt, da war irgendwo ein Grünstreifen, da hat man irgendwo Baracken aufgebaut, am Semperit-Gelände, oder war es von außerhalb zu betreten. Irgendwo am Rande, damit die natürlich nicht eingesperrt sind bei uns gewesen, ja, es gab Gastarbeiterbaracken. Aber die waren nicht sehr groß. [...] Aber sie waren nicht bedeutungslos.“⁴⁴⁰

Erst später wurden die ausländischen Arbeitskräfte auch in Wohnungen untergebracht, was auch das Wohnen mit der eigenen Familie ermöglichte. Im „Semperitler“ findet man allerdings auch Hinweise auf eine dritte mögliche Art der Unterbringung: Wohnheime. In Vierbettzimmern wurden dort ab 1965 Arbeiter*innen untergebracht, deren Wohnort zu weit vom Werk entfernt lag, um vernünftig zu pendeln.⁴⁴¹ Dieses Kriterium hätten auch „Gastarbeiter*innen“, die ihren Wohnsitz im Ausland hatten, erfüllt.



Abbildung 11: Sepp Konderla, „Rege Bautätigkeit in Traiskirchen“ aus: „Der Semperitler“, (1974/90) 8-9.

⁴³⁷ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 14:50.

⁴³⁸ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 38:40

⁴³⁹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:30:45

⁴⁴⁰ Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:12:33-1:13:15

⁴⁴¹ Wohnheim in Traiskirchen. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1965/16) 9.



Abbildung 12: Wohnheim in Traiskirchen. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1965/16), 9.

Es dürfte in jedem Fall auch in Traiskirchen Unterkünfte speziell für ausländische Arbeitskräfte gegeben haben, denn diese werden in zwei Artikeln im „Semperitler“ in der Rubrik „An Ihrem Arbeitsplatz notiert“ erwähnt. Einerseits im Bericht über Friedrich Szumowski, der für die sozialen Einrichtungen zuständig war, andererseits in einem Artikel über eine Reinigungskraft, die auch die Quartiere der „Gastarbeiter*innen“, die in diesen Artikeln als „Fremdarbeiter“ bezeichnet werden, sauber hielt.⁴⁴² In Bezug auf die Unterbringung wird erklärt, dass Friedrich Szumowski das Bad und die Garderobenkästen sowie die Unterkunft an sich betreue und eine Art Ansprechperson darstelle.⁴⁴³ Er dürfte also eine ähnliche Funktion gehabt haben wie der Herr, von dem Frau R. berichtete.

Zur Unterbringung der „Gastarbeiter*innen“ erzählt Alfred Roboch in Bezug auf Semperit die folgende Episode, die zeigt, dass auch die in Traiskirchen wohnenden geflüchteten Menschen zum Teil als Arbeitskräfte herangezogen wurden:

„Ich weiß auch, dass es in ganz Traiskirchen und weiterer Umgebung keine typischen Gastarbeiterbaracken gab. Es gab das Flüchtlingslager in Traiskirchen, oft mit tausend Leuten und so weiter, auch problemlos, nebenbei bemerkt. Wenn wir kurzfristig wen gebraucht haben, und das war dann rechtlich erlaubt, dass die was dazuverdienen, dann haben wir von dort auch Leute geholt. Aber sehr minimal. Das hat Tagelöhner geheißen, da war einer dafür zuständig, der die dann geholt hat. Da hats geheißen: „Wir brauchen sieben Tagelöhner in der zweiten Schicht“, na dann hat er hingeschaut und wen geholt. Das war alles nicht so ausgeprägt.“⁴⁴⁴

⁴⁴² Vgl. 49 Frauen im Einsatz: Damit Traiskirchen sauber bleibt. An Ihrem Arbeitsplatz notiert. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1975/ 101) 12.

⁴⁴³ Vgl. Betreut die Sozialen Einrichtungen. An Ihrem Arbeitsplatz notiert. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1971/63) 5.

⁴⁴⁴ Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:31:22-1:32:10.

Mit „typische Gastarbeiterbaracken“ meinte er groß angelegte, lagerähnliche Unterkünfte, in denen die ausländischen Arbeitskräfte von der österreichischen Belegschaft abgeschottet und unter zum Teil schwierigen Bedingungen lebten.⁴⁴⁵ Die Tatsache, dass Alfred Roboch beim Thema Unterkunft assoziativ auch auf das Flüchtlingsheim zu sprechen kam, legt nahe, dass die große Anzahl an Flüchtlingen in Traiskirchen eine Art Negativbeispiel darstellte: So wollte man mit den „Gastarbeiter*innen“ nicht umgehen.

Im Werk der Vöslauer Kammgarnfabrik stand fast allen Arbeiter*innen eine Werkswohnung zu. Die Unterbringung war einfach – Elsa Franta bewohnte zunächst eine kleine Zimmer-Küche Wohnung. Die Toilette befand sich am Gang, Wasser musste man ebenfalls von draußen holen. Trotzdem war sie zufrieden.⁴⁴⁶ Wollte man Anspruch auf eine größere Wohnung erheben, mussten mehrere Familienmitglieder im Werk arbeiten. Deswegen wechselte auch der Ehemann von Elsa Franta in die Spinnerei, wo bereits seine und ihre Eltern arbeiteten.⁴⁴⁷ Eine ähnliche Situation war auch Frau R. bekannt:

„Dass die die Wohnung bekommen haben, hat der damalige Direktor zu meiner Schwiegermutter gesagt: ‚Liebe Annerl, wenn’s die Wohnung haben möchten – 73m² Zweizimmerwohnung – dann muss die ganze Familie bei mir beschäftigt sein, sonst gibt’s keine Wohnung.‘“⁴⁴⁸

Vor diese Wahl gestellt, entschied sich die Familie für die größere Wohnung. Der Bruder des Gatten von Frau R., der eigentlich ein Gymnasium besucht hatte, musste also die Schule verlassen und in der Spinnerei beginnen.⁴⁴⁹

Die Vergabe der Werkswohnungen erfolgte also nach bestimmten Kriterien und war eng an die Arbeitsverhältnisse in der eigenen Familie geknüpft. Ausländischen Arbeitskräften wurde eine Unterkunft – hauptsächlich Mehrbettzimmer – zur Verfügung gestellt. Elsa Franta konnte sich selbst nicht daran erinnern, dass es in den beiden „Gastarbeiterheimen“, neben denen sie lebte, jemals Auseinandersetzungen gegeben habe. Auf sie machte das Zusammenleben einen harmonischen Eindruck. Sie gibt allerdings zu bedenken, dass beispielsweise ihr Mann öfter Streit unter den Bewohner*innen beobachtet hatte.⁴⁵⁰ Auch Frau R. sprach von Spannungen

⁴⁴⁵ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:32:11.

⁴⁴⁶ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 10:00.

⁴⁴⁷ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 11:58.

⁴⁴⁸ Zeitzeug*inneninterview Frau R. 2:01:40-2:02:08.

⁴⁴⁹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 2:01:40.

⁴⁵⁰ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 53:55.

zwischen ihr und ihren Zimmerkolleginnen sowie anderen ausländischen Arbeiter*innen, da sie nicht an den gemeinsamen Ausgehenden teilnahm.⁴⁵¹

Die Unterbringung der „Gastarbeiter*innen“ bei Semperit Traiskirchen dürfte nach ähnlichen Mustern verlaufen sein, über angemietete und eigene Quartiere mit Mehrbettzimmern, wie sie im „Semperitler“ erwähnt wurden, beziehungsweise Baracken auf dem Werksareal und Werkswohnungen, die gerade in den 1960er- und 1970er-Jahren in großer Zahl entstanden.

5.8 Angebote für Mitarbeiter*innen

Obwohl die Werkswohnungen der Vöslauer Kammgarnfabrik nicht viele Annehmlichkeiten boten, waren sie unter den Arbeiter*innen trotzdem begehrt. Ein Faktor war, dass die Miete gering war und der Weg zum Werk kurz.⁴⁵² Ein anderer waren die vielen Angebote, die durch die Anstellung im Werk und besonders durch das Bewohnen einer Werkswohnung in der unmittelbaren Nähe der Spinnerei genutzt werden konnten.

„Wir haben für die Wohnung nichts bezahlt, dadurch konnten wir sparen, auf irgendeine Art und Weise. Wir haben alle Annehmlichkeiten gehabt [...]“⁴⁵³, erklärte Elsa Franta im Gespräch. Trotz des im Vergleich zu anderen Industriebranchen niedrigen Gehalts war die Miete in den Wohnhäusern, die zur Fabrik gehörten, sehr günstig. Da in den Wohnungen keine Bäder eingerichtet waren, nutzten die Arbeiter*innen und Familien das gemeinschaftliche Bad auf dem Gelände der Kammgarnfabrik. An dieses erinnerte sich Elsa Franta besonders gut, da sie es seit ihrer Kindheit aufsuchte:

„Da ist man um [...] 50 Groschen in die Dusche gegangen, und ein Schilling war das Wannenbad. Mein Mann und ich sind auch noch, und als Kinder sind wir immer ins Bad gegangen. Weil das Bad war schön! Also leider ist ein Wohnhaus daraus geworden. Ich kann mich erinnern, da ist man hineingegangen in eine große Halle, das war ein Kuppelbau, und da war oben eine Glaskuppel. Das war vom Architektonischen her wunderschön. Und da ist man links zu den Männern gegangen, rechts zu den Frauen, und in der Mitte ist eine Bademeisterin gesessen, die das ‚gehandelt‘ hat, und das dann auch gereinigt hat, und kassiert hat, und dann waren so runde Bänke rundherum. Wie diese, eben in der Spinnerei oben, wenn man oben zum Lohnbüro geht, dort ist auch alles in diesem braunen, dunklen Holz, diese Tafelungen, das war auch dort, also es war architektonisch wirklich wunderschön. [...] Und das hat halt auch die Spinnerei gehabt.“⁴⁵⁴

Das Dusch- und Wannenbad war also nicht nur zweckmäßig, sondern auch ästhetisch ansprechend – ein repräsentativer Bau, der den Arbeiter*innen zur täglichen Verwendung zur

⁴⁵¹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:35:15.

⁴⁵² Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:54:26.

⁴⁵³ Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 1:07:01- 1:07:09.

⁴⁵⁴ Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 55:58-56:58.

Verfügung stand. So konnte, zumindest für Elsa Franta, das Fehlen eines eigenen Bades in der Wohnung gut wettgemacht werden.

Auch Semperit verfügte über sanitäre Anlagen am Werksgelände, die vor allem die Arbeiter*innen nutzten.⁴⁵⁵ Im Laufe der Zeit wurde sogar zuerst ein Frei- und dann ein Hallenbad angelegt. Diese standen auch den Schwimmer*innen der Sportsektion zur Verfügung. Außerdem gab es auf dem Areal verschiedene Sportplätze, etwa für Tennis und Fußball.⁴⁵⁶ Angeboten wurden allerdings auch Schach, Handball oder Langlaufen. Die verschiedenen Sportvereine spielten für die Mitarbeiter*innen eine große Rolle und stärkten den Zusammenhalt zwischen ihnen zusätzlich.⁴⁵⁷ Auch Gastarbeiter*innen nahmen am Werkssport bei Semperit teil.⁴⁵⁸ Frau M. war nicht am Vereinswesen von Semperit beteiligt⁴⁵⁹ und nahm die „Werksfamilie“ von Semperit am wenigsten wahr. Möglicherweise besteht hier ein Zusammenhang.

Auch in der Vöslauer Kammgarnfabrik wurden verschiedenste Sportarten in Vereinen betrieben, darunter Schach, Fußball oder Tischtennis.⁴⁶⁰ Bei den Vöslauer Kammgarnfabriken wurde die Teilnahme von „Gastarbeiter*innen“ am Werkssport sogar in der Werkszeitung erwähnt.⁴⁶¹

Sowohl bei Semperit Traiskirchen als auch in der Kammgarnfabrik Möllersdorf war Fußball eine maßgebliche Sportart. Sowohl der Sohn als auch der Gatte von Elsa Franta waren im Werksverein tätig,⁴⁶² genau wie der Gatte, Schwager und Schwiegervater von Frau R.⁴⁶³ „Kammgarnspinnerei und Fußball war ja auch eine Einheit“⁴⁶⁴, erzählte Elsa Franta. Bei Semperit war der Stolz auf die werkseigene Mannschaft genauso groß. Werner Kraus beschrieb das Team des Traiskirchner Werks als erfolgreich und bekannt. Er selbst war Präsident des Sportclubs der Zentrale in Wien.⁴⁶⁵

⁴⁵⁵ Vgl. Schlifke, Ein Haus in Traiskirchen, 62-63.

⁴⁵⁶ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:19:20.

⁴⁵⁷ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 45:17.

⁴⁵⁸ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 49:40.

⁴⁵⁹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 14:59.

⁴⁶⁰ Vgl. Möllersdorf. In: Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“ (1974/216) 18-19.

⁴⁶¹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 41:22.

⁴⁶² Vgl. Werk Möllersdorf, Schach. In: Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“ (1970/199) 25.

⁴⁶³ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 41:22.

⁴⁶⁴ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 2:00:47.

⁴⁶⁵ Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 43:06.

⁴⁶⁶ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 45:17.

Ein weiteres Angebot, das in den Berichten der Zeitzeug*innen eine wesentliche Rolle spielte, war die Werksküche. Diese wurde vor allem von den Angestellten genutzt, die dort zu Mittag aßen. Das Essen, das man bei Semperit bekam, war nicht nur gut, sondern auch günstig.⁴⁶⁶

Die Werksküche des Werks Möllersdorf der Vöslauer Kammgarnfabriken war an den Kammgarnsaal, einen Veranstaltungssaal auf dem Werksgelände, angeschlossen. Dieser Saal war das soziale Zentrum des Werksgeländes. Wer dort essen wollte, musste sich im Lohnbüro im Voraus anmelden und Essensmarken kaufen. Die Mahlzeiten konnten auch zum Mitnehmen bestellt und dann zuhause mit der Familie verzehrt werden. Dafür gab es einen eigenen Ausgabeschalter.⁴⁶⁷ Frau R. erinnerte sich an die Werksküche der Spinnerei, die auch die „Gastarbeiter*innen“ gerne nutzten:

„Was die Firma, die Spinnerei, für die Leute gehabt hat, das war die Werksküche. Berühmt! Und da ist gekocht worden, und sie haben eine Gärtnerei gehabt. Seinerzeit haben fast alle Firmen Gärtnereien gehabt, wo das Gemüse und das alles für die Werksküche da war. [...] Das Laufvolk da in der Nähe hat sich auch können das Essen holen. Hast dich müssen anmelden. [...] Und das Essen war gut.“⁴⁶⁸

Frau R. selbst nahm die Werksküche allerdings nach ihrer Heirat nicht mehr häufig in Anspruch, weil ihre Schwiegermutter für das junge Ehepaar kochte.⁴⁶⁹ So ging es auch Frau M., die ebenfalls von ihrer Schwiegermutter versorgt wurde.⁴⁷⁰ In der Produktion war bei Semperit ein Mittagessen in der Werksküche allerdings ohnehin nicht vorgesehen: Eine Frau mit einem kleinen Wagen machte die Runde durch alle Abteilungen und nahm Bestellungen entgegen. Sie verkaufte Getränke und Esswaren, etwa belegte Brote, die zumeist hastig an der Maschine verzehrt wurden. Das lag daran, dass die Pausen nicht zur Arbeitszeit angerechnet wurden. Eine reguläre Mittagspause gab es nicht, sondern nur Kurzpausen. Designierte Pausenräume waren in den 1960er- und 1970er-Jahren noch nicht vorhanden.⁴⁷¹ Die „Gastarbeiter*innen“ hatten wie alle anderen Arbeiter*innen 15 Minuten bezahlte Pause in ihrer Schicht. Normalerweise wurde deswegen vor oder nach der Arbeit Mittag gegessen – der Schichtwechsel war um 14:00 Uhr.⁴⁷²

In der Kammgarnspinnerei Möllersdorf wurden die Mahlzeiten der Arbeiter*innen ganz ähnlich geregelt. Auch hier waren die Beschäftigten untertags selten Gäste in der Werksküche,

⁴⁶⁶ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:21:28.

⁴⁶⁷ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 24:05.

⁴⁶⁸ Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:41:07-1:41:56.

⁴⁶⁹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 1:42:02.

⁴⁷⁰ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 14:50.

⁴⁷¹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:16:23.

⁴⁷² Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:33:15.

sondern bekamen die Möglichkeit, gleich an der Maschine etwas zu kaufen und zu essen. Für Frau R. war dies in der Spinnerei jedoch stark mit ihrer Geldnot in den ersten Monaten und ihren langen Dienstzeiten verknüpft:

„Vormittag, und Nachmittag, und vielleicht eine kurze Pause dazwischen, weil da ist immer so ein Lebensmittel-Verkaufsmann vorbeigekommen mit seinem Wagerl, mit Lebensmitteln, so fertige Sachen, Obst, oder eben, Semmeln, Gebäck und solche Sachen. Wenn du Geld gehabt hast, hast du dir können welche kaufen, wenn nicht dann nicht. Aber ja, das war schwierig. [...] Ich habe kein Geld mitgehabt.“⁴⁷³

Die Versorgung der Belegschaft mit Mahlzeiten erfolgte also nicht nur über die Werksküche, sondern auch direkt am Arbeitsplatz. Ob bei der Zubereitung und den Zutaten etwa auf muslimische Arbeiter*innen Rücksicht genommen wurde, bleibt unklar. Es dürften bei Semperit aber ab Mitte der 1970er zumindest mehrere Menüs zur Wahl gestanden haben.⁴⁷⁴

Ein weiteres Angebot der Unternehmen an ihre Mitarbeiter*innen war die Teilnahme an Festen, Werksbällen und Ausflügen. Weihnachtsfeiern wurden genauso zelebriert wie Jubiläen und Feuerwehrfeste. Für die Kammgarnfabrik Möllersdorf war der bereits erwähnte Kammgarnsaal Austragungsort vieler solcher Ereignisse.⁴⁷⁵ Der Semperit-Ball, ein weiterer gesellschaftlicher Höhepunkt, hingegen fand im Kasino Baden statt.⁴⁷⁶

Frau R. nahm in ihrer Anfangszeit in Österreich nicht an den Feierlichkeiten der Spinnerei Möllersdorf teil. Erst als sie geheiratet hatte, änderte sich das, da sie dann als Paar hin und wieder gemeinsam Feste besuchten.⁴⁷⁷ Elsa Franta, die an beinahe allen Anlässen, die sich boten, teilnahm, kann sich nicht konkret an ausländische Mitarbeiter*innen auf den Festen erinnern – auf jeden Fall wären sie ihr nicht besonders aufgefallen. Sie war aber selbst häufig mit Freunden unterwegs, von denen einer selbst als „Gastarbeiter“ nach Österreich gekommen war.⁴⁷⁸ In „Die Vöslauer und Wir“ werden die ausländischen Arbeitskräfte im Werk bei einem Bericht über die Betriebsweihnachtsfeier erwähnt – es dürften also tatsächlich zumindest einige von ihnen mit ihren Kolleg*innen gefeiert haben.⁴⁷⁹ Wie mit Feiertagen anderer Religionen umgegangen wurde, ob man etwa freibekam, konnte nicht eruiert werden.

⁴⁷³ Zeitzeug*inneninterview Frau R. 10:38-11:03.

⁴⁷⁴ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:21:56.

⁴⁷⁵ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 41:22.

⁴⁷⁶ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:25:19.

⁴⁷⁷ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 2:00:47.

⁴⁷⁸ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 47:30.

⁴⁷⁹ Vgl. Wenn die Weihnachtsglocken läuten, In: Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“ (1970/197) 10.

Frau M. besuchte Semperit-Veranstaltungen wie Feste und Ausflüge nicht allzu häufig.⁴⁸⁰ Sie glaubt aber eher nicht, dass „Gastarbeiter*innen“ oft an diesen teilgenommen hätten.⁴⁸¹ Auch Alfred Roboch wären diese nie speziell aufgefallen.⁴⁸²

Semperit richtete nicht nur sportliche Wettkämpfe und Feiern aus, sondern kümmerte sich auch in einem Wohlfahrtsfonds und einer eigenen Betriebskrankenkasse um seine Mitarbeiter*innen. Eine wichtige „Macht“ in diesem Zusammenhang war der Betriebsrat, der im Unternehmen aufgrund der großen Anzahl von Arbeiter*innen einflussreich und sehr aktiv war.⁴⁸³

In der Kammgarnfabrik waren für Elsa Franta neben der Werksküche und den Festen besonders der Sozialdienst, den sie in der Schwangerschaft nutzte, sowie der Stoffverkauf im Betrieb relevant.⁴⁸⁴ Auch Frau R. erinnert sich positiv: „In der Kammgarn hat es immer Stoffe zum Kaufen gegeben.“⁴⁸⁵ Insbesondere für die Frauen, die im Werk Möllersdorf arbeiteten, war dieser einfache Ankauf von Stoffen eine gute Gelegenheit, sich günstig eine eigene Garderobe zu schneiden.

Ein Angebot, das gerade für ausländische Arbeitskräfte von besonderem Interesse gewesen wäre, waren Deutschkurse, um die Verständigung auf Behördenwegen, bei der Arbeit und im Privatleben zu vereinfachen. Auch der berufliche Aufstieg in Österreich war stark davon abhängig, welche Sprachkenntnisse die Arbeiter*innen besaßen. Facharbeiter*innen sprachen im Durchschnitt besser Deutsch als Hilfsarbeiter*innen. Trotzdem waren laut Hannes Wimmer nur etwa 20 Prozent der „Gastarbeiter*innen“ an der Teilnahme an einem Sprachkurs interessiert.⁴⁸⁶

Werner Kraus ist davon überzeugt, dass bei Semperit Deutschkurse angeboten wurden.⁴⁸⁷ Alfred Roboch hingegen erinnert sich nicht daran, dass es im Werk Traiskirchen Sprachkurse gegeben habe. Auch offizielle Dolmetscher gab es in seiner Erinnerung nicht: Arbeiter*innen, die schon länger im Land waren und die Sprache schnell gelernt hatten, übersetzten für jene,

⁴⁸⁰ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 14:50.

⁴⁸¹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau M. 18:04.

⁴⁸² Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:32:48

⁴⁸³ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 46:39.

⁴⁸⁴ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 41:22.

⁴⁸⁵ Zeitzeug*inneninterview Frau R. 30:58.

⁴⁸⁶ Vgl. Wimmer, Die Arbeitswelt der ausländischen Arbeitnehmer, 249.

⁴⁸⁷ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 50:15.

die noch nicht so weit waren.⁴⁸⁸ In vielen Fällen war eine komplexe Verständigung am Arbeitsplatz auch nicht zwingend notwendig:

„Keinerlei Probleme gab’s. Weil sie brauchten ja nicht Deutsch können, weil wir haben so viele Arbeitsplätze gehabt, [...] wo man einfach dieses [zeigt eine einfache Bewegung vor] gemacht hat. Und das hat geklappt.“⁴⁸⁹

Die Vöslauer Kammgarnfabriken veranstalteten für ihre ausländischen Mitarbeiter*innen nicht nur durch den Betriebsrat organisierte Deutschkurse, sondern auch an ihre Bedürfnisse angepasste Freizeitangebote.⁴⁹⁰ Weder Elsa Franta’s Freund Herr P. noch Frau R. konnten sich jedoch daran erinnern, einen Kurs zum Deutschlernen angeboten bekommen zu haben.⁴⁹¹ Frau R. sah, zumindest für sich selbst, als sie nach Österreich kam, keinen großen Bedarf:

„Also die Mädchen, die mit mir gekommen sind, sind alle in die Hauptschule schon gegangen gewesen und haben sicher Deutsch als Sprache gehabt. [...] Die Grundlagen.“⁴⁹²

Die Kammgarnspinnerei stellte außerdem je eine*n Dolmetscher*in für Serbokroatisch und Türkisch zur Verfügung, die beispielsweise für komplizierte und wichtige Gespräche im Lohnbüro geholt wurden. Die Sprache lernten die „Gastarbeiter*innen“ in der Spinnerei Möllersdorf in der Erinnerung der befragten Zeitzeug*innen durch eigenständiges Lernen und den Umgang mit den Kolleg*innen.⁴⁹³ Die Anstellung der beiden Dolmetscher*innen stellte eine der wenigen Veränderungen im Werk dar, die durch die Beschäftigung von ausländischen Arbeitskräften entstanden.

5.9 Was bleibt

Beide Unternehmen, die im Zentrum dieser Arbeit stehen, sind heute nicht mehr in Traiskirchen tätig. Gerade die Schließung des Semperitwerks ist für die Zeitzeug*innen auch nach zwanzig Jahren noch sehr präsent.

„Das hätte sich ja nie wer vorstellen können, dass die Semperit einmal zusperrt. Nie!“⁴⁹⁴, urteilte Elsa Franta im Gespräch. Auch Frau M. kam auf die Schließung des Werks zu sprechen: „Weil ja das keiner verstanden hat, dass die Firma einmal zumacht. Das hat niemand

⁴⁸⁸ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:34:10.

⁴⁸⁹ Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:03:35-1:03:53.

⁴⁹⁰ Vgl. Fischer-Westhauser, Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik, 327.

⁴⁹¹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 2:07:20; vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 48:26.

⁴⁹² Zeitzeug*inneninterview Frau R. 2:05:57-2:06:16.

⁴⁹³ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 48:26; 31:18.

⁴⁹⁴ Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 59:40-59:45.

verstanden.“⁴⁹⁵ Frau M. hatte zum Schließungszeitpunkt bereits ihre Pension angetreten. Alfred Roboch und Werner Kraus verließen das Unternehmen in den 1990er-Jahren.

Die Auflassung der Spinnerei Möllersdorf war für die ehemaligen Mitarbeiter*innen in verschiedener Hinsicht ein Problem: Viele verloren nicht nur ihre Arbeit, sondern wussten auch nicht genau, was mit der Werkswohnung, die sie bewohnten, geschehen würde. Die Wohnhäuser wurden zum Verkauf ausgeschrieben, viele Mieter*innen mussten ausziehen. Elsa Franta und Frau R. schlossen sich mit Nachbar*innen oder anderen Interessent*innen zusammen und kauften ihre Wohnungen. So konnten sie nahe der ehemaligen Kammgarnfabrik wohnen bleiben.⁴⁹⁶

Während Frau R. schon einige Jahre vor der Schließung das Werk verlassen hatte, da sie ein Kind erwartete⁴⁹⁷ und später in der Metallindustrie tätig war, wurde Elsa Franta 1974 gekündigt. Ihr Mann arbeitete nur wenig länger in der Kammgarnfabrik, da zu diesem Zeitpunkt bereits absehbar war, dass das Unternehmen größere Probleme hatte. Ältere Familienmitglieder, etwa ihre Schwiegermutter, blieben auch nach der Schließung des Werks in Traiskirchen bei den Vöslauer Kammgarnfabriken, wechselten jedoch in die Produktionsstätte in Bad Vöslau. Emotional war die Kündigung für Elsa Franta schwer zu verkraften, weil sie in der Firma so zufrieden gewesen war.⁴⁹⁸ „Die Spinnerei war für mich das Nonplusultra. Damals und heute auch noch. Ohne der Spinnerei hätte ich das nicht, was ich jetzt habe.“⁴⁹⁹

Die Schließungen der beiden Firmen beeinflussten alle Mitarbeiter*innen, aus- und inländische, Männer und Frauen. Unter den von mir befragten Zeitzeug*innen blieben jene hier ansässig, die schon zuvor in Traiskirchen gewohnt hatten. Auch von den „Gastarbeiter*innen“ wohnen heute noch einige in der Stadt.

Die Kammgarnfabrik Möllersdorf schloss bereits 1976 ihre Pforten.⁵⁰⁰ Zu diesem Zeitpunkt gab es aber einige andere Industriebetriebe in der Gemeinde, darunter Semperit, die Arbeiter*innen – auch „Gastarbeiter*innen“ – aufnahmen.⁵⁰¹ Trotzdem verließen zahlreiche

⁴⁹⁵ Zeitzeug*inneninterview Frau M. 7:17 -7:25

⁴⁹⁶ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 55:36

⁴⁹⁷ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 17:49.

⁴⁹⁸ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 12:14.

⁴⁹⁹ Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 1:06:40 - 1:06:50.

⁵⁰⁰ Vgl. Hink, Schlögl, Die Stadt Traiskirchen, 284.

⁵⁰¹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 58:56.

Menschen die Gegend. „Viele sind nicht wirklich dageblieben. Es sind einige geblieben, aber wenn man bedenkt, wie viele da waren, relativ wenige.“⁵⁰² Elsa Franta schätzte, dass zehn Prozent oder weniger der ausländischen ehemaligen Arbeiter*innen in Traiskirchen und Umgebung geblieben sind.⁵⁰³ Auch Frau R. kennt noch einige „Gastarbeiter*innen“-Familien, die in der Stadt heimisch geworden sind.⁵⁰⁴ Ihre Anwesenheit in Traiskirchen trägt bis heute zur religiösen und kulturellen Vielfalt der Stadt bei. Sie brachten Lokale mit der typischen Küche ihrer Heimatregionen wie genauso mit wie andere Religionen. Es gibt heute beispielweise einen Islamischen Kultusverein in Traiskirchen, der Feste organisiert und dabei mit Menschen aus der Flüchtlingsunterkunft kooperiert.⁵⁰⁵ Auch die Einrichtung des Gartens der Begegnung, einem öffentlichem Garten, der die Möglichkeit zum interkulturellem Dialog bietet, und regelmäßig ein gemeinsames orientalisches Frühstück veranstaltet, spricht für die bleibende Bedeutung von Migration für die Stadtgemeinde.⁵⁰⁶

Bei Semperit wurde bis 2002 in Traiskirchen produziert.⁵⁰⁷ Noch in den 1990er-Jahren war die Firma ein großer Arbeitgeber, und da die ausländischen Arbeitskräfte nicht spezifisch vor den österreichischen entlassen wurden, waren bis um die Jahrtausendwende viele von ihnen im Werk tätig.⁵⁰⁸ Daran erinnert sich auch Alfred Roboch gut, der zu dieser Zeit an einer Reduktion der Belegschaft aktiv mitwirkte. Er war damit beauftragt worden, die Arbeitsstiftung zu leiten und machte eine für ihn überraschende Erfahrung:

„Und einen großen Schritt möchte ich jetzt machen, weil ich habe zwei Jahre dann die Arbeitsstiftung geleitet, von ‘96 bis ‘98, [...], und dann war ich überrascht. Da gab es das Arbeitsprogramm, wo 800 Leute das Werk verlassen mussten – mit einem Sozialplan. Keine einzige Kündigung. Und ich habe die Arbeitsstiftung geleitet, und es kamen von den 800 300 in die Arbeitsstiftung, das war ein eigenes Gebäude hinten, und so weiter. Wir haben das alles analysiert und so weiter. Plötzlich sind wir draufgekommen, dass von den 300 Leuten 150 nicht Deutsch können. Die jahrzehntlang in der Firma waren.“⁵⁰⁹

Für diese Menschen wurden dann, nachdem sie seit den 1960er- und 1970er-Jahren für Semperit tätig waren, rasch Deutschkurse organisiert. Die ehemaligen Mitarbeiter*innen sollten

⁵⁰² Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 27:25.

⁵⁰³ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 58:56.

⁵⁰⁴ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Frau R. 2:15:32.

⁵⁰⁵ Vgl. Stadtgemeinde Traiskirchen, Bürgermeisterin begrüßt den Islamischen Kultusverein im Rathaus. In: Stadtgemeinde Traiskirchen. Online unter: https://traiskirchen.gv.at/news/?tx_news_pi1%5Bnews%5D=5940&tx_news_pi1%5Bcontroller%5D=News&tx_news_pi1%5Baction%5D=detail&cHash=b8bd2e723174de1ebc0e46c05e26b889 (20.6.2025).

⁵⁰⁶ Vgl. Stadtgemeinde Traiskirchen, Orientalisches Frühstück. In: Stadtgemeinde Traiskirchen. Online unter: <https://www.traiskirchen.gv.at/veranstaltungen/veranstaltungsdetails/orientalisches-fruehstueck0310010/> (20.6.2025).

⁵⁰⁷ Vgl. Artmäger, Bauer, Böheimer, Der Fall Semperit, 87.

⁵⁰⁸ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 51:24.

⁵⁰⁹ Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:01:25-1:02:26.

auf den Arbeitsmarkt vorbereitet werden. Doch das war ohne Deutschkenntnisse sehr schwierig. Die Arbeitsstiftung übernahm die Kosten für Kurse, Schulungen und berufliche Ausbildungen. Aber ohne die nötige Sprachkompetenz war es auch hier schwer, die Arbeiter*innen zu vermitteln.⁵¹⁰ Die Erfahrung in der Arbeitsstiftung war für Alfred Roboch trotz seiner jahrzehntelangen Tätigkeit bei Semperit Traiskirchen absolut verblüffend:

„Aber das war für mich, in meiner Position, die ich kurz vorher noch hatte, das Erstaunlichste, dass ich mir gedacht hab, das gibt's doch nicht, dass wir da 150 Leute von 800 haben, die überall in den Abteilungen waren, die kein Deutsch können.“⁵¹¹

Deutschkenntnisse waren bei den Arbeiten, die bei Semperit von zumindest manchen ausländischen Arbeitskräften ausgeführt wurden, also tatsächlich nicht zwingend notwendig. Sonst wären die Arbeiter*innen, die Alfred Roboch in den 1990er-Jahren betreute, nicht trotz der Sprachbarriere so lange im Betrieb tätig gewesen.

Grundsätzlich beurteilten alle Zeitzeug*innen die Anstellung von „Gastarbeiter*innen“ in ihrem Betrieb während der 1960er- und 1970er-Jahre sehr positiv. „Die haben Arbeit gebraucht, und wir haben jemanden gebraucht, der uns wieder helfen kann“, sagte Frau M. im Gespräch. Werner Kraus ging sogar davon aus, dass Semperit ohne den Einsatz von „Gastarbeiter*innen“ in der Produktion „zugrunde gegangen“⁵¹² wäre. Frau R., die selbst als ausländische Arbeitskraft nach Österreich kam, war glücklich, sich dafür entschieden zu haben: „Das war für mich gut“⁵¹³, urteilt sie heute. Auch Elsa Franta sah die Arbeitsmigration in den 1960er- und 1970er-Jahren positiv, obwohl sie später auch negative Erfahrungen mit anderen Arbeiter*innen, die aus dem Ausland kamen, gemacht hatte.⁵¹⁴

„Wir haben alle gearbeitet“⁵¹⁵, sagte Frau R. im Interview. Das ist eine Aussage, die für die „Gastarbeit“ in den 1960er- und 1970er-Jahren zutrifft: Die Unternehmen waren daran interessiert, österreichische und ausländische Arbeitskräfte zu engagieren, um ihren Bedarf an Arbeiter*innen möglichst zu decken. Die Arbeit war zum Teil schwer, hatte aber auch ihren Wert: Gute Mitarbeiter*innen waren gefragt, unabhängig davon, woher sie kamen. Um diese auch halten zu können, boten die Firmen nicht nur Wohnungen, sondern auch zahlreiche

⁵¹⁰ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:02:45.

⁵¹¹ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Alfred Roboch 1:03:35-1:03:53.

⁵¹² Zeitzeug*inneninterview Werner Kraus 39:16

⁵¹³ Zeitzeug*inneninterview Frau R. 13:56-13:58.

⁵¹⁴ Vgl. Zeitzeug*inneninterview Elsa Franta 37:39.

⁵¹⁵ Zeitzeug*inneninterview Frau R. 47:03.

Freizeitangebote an. „Gastarbeiter*innen“ und Österreicher*innen arbeiteten in den Erzählungen der Zeitzeug*innen alle, nebeneinander und miteinander. Große Unterschiede oder Konflikte innerhalb der Unternehmen waren selten oder wurden nicht als solche wahrgenommen, auch wenn es sicher Diskriminierung und Vorurteile gegenüber den „Gastarbeiter*innen“ gab – wie überall in Österreich. Unter der Belegschaft bei Semperit Traiskirchen und der Kammgarnspinnerei Möllersdorf überwogen allerdings die positiven Erfahrungen – mit in- und ausländischen Kolleg*innen und mit der Firma, für die sie arbeiteten.

6. Fazit

Die „Gastarbeiter*innenbewegung“ der 1960er- und 1970er-Jahre war eine Form der Arbeitsmigration, die nicht nur für Österreich, sondern auch für andere europäische Staaten von wesentlicher beschäftigungspolitischer Bedeutung war. Die Stadt Traiskirchen war als Industriestandort eine der Destinationen, die für die ausländischen Arbeitskräfte in Österreich einige Arbeitsmöglichkeiten boten. Zu den größten Arbeitgeber*innen der Region zählten Semperit und die Vöslauer Kammgarnfabriken, und auch diese Unternehmen setzten auf die Beschäftigung von „Gastarbeiter*innen“.

Die vorliegende Arbeit orientierte sich am Forschungsstand zum Thema „Gastarbeit“ und Arbeitsmigration. Davon ausgehend wurden in Kooperation mit dem Museum und Archiv der Stadtgemeinde Traiskirchen die Ausgaben der Werkszeitungen von Semperit und den Vöslauer Kammgarnfabriken zwischen 1960 und 1980 untersucht sowie ehemalige Mitarbeiter*innen der beiden Firmen als Zeitzeug*innen befragt. Diese Quellen bildeten die Grundlage zur Beantwortung der Forschungsfragen.

Die Voraussetzungen, die den Zuzug von ausländischen Arbeiter*innen nach Österreich und im Speziellen nach Traiskirchen ermöglichten, waren vielfältig. Einerseits kam es zu einer Hochkonjunktur, die einen großen Bedarf an Arbeiter*innen hervorrief. Nicht alle dieser Arbeitsplätze konnten mit Österreicher*innen besetzt werden, da aufgrund der großen Nachfrage Stellen unter schwierigen Bedingungen, mit niedrigem Ansehen oder vergleichsweise schlechter Bezahlung vielfach nicht angenommen wurden. In Traiskirchen waren in den Industriebetrieben viele solcher Arbeitsplätze vorhanden.

Eine andere Voraussetzung war das Raab-Olah-Abkommen. Zusätzlich dazu wurden in den 1960er-Jahren spezifische bilaterale Anwerbeabkommen mit einzelnen Staaten wie Jugoslawien und der Türkei abgeschlossen. Damit wurden die rechtlichen Voraussetzungen geschaffen, ausländische Arbeiter*innen in den Unternehmen zu beschäftigen. Auch Visabestimmungen, die Anwerbung durch die Firmen selbst sowie über bereits angestellte „Gastarbeiter*innen“ spielten eine wichtige Rolle für diese Form der Arbeitsmigration.

Vor allem die Vöslauer Kammgarnfabriken, aber auch Semperit stellten ihren Beschäftigten schon vor den 1960er-Jahren Wohnungen zur Verfügung. Durch diese Erfahrung mit Werkswohnungen und die Tatsache, dass genügend fabrikeigener Baugrund zur Verfügung stand, wurde die Unterbringung von „Gastarbeiter*innen“ in der Nähe des Werkes in Firmenunterkünften erleichtert.

Die Zuwanderung von „Gastarbeiter*innen“ in den 1960er- und 1970er-Jahren folgte österreichweit bestimmten Mustern. Auch für die beiden Traiskirchner Unternehmen, die in der vorliegenden Arbeit untersucht wurden, gab es viele Übereinstimmungen mit Erfahrungen anderer Arbeitsmigrant*innen, die sich anhand der Aussagen der Zeitzeug*innen sowie der Werkszeitung und der Literatur festmachen lassen.

In der Kammgarnfabrik Möllersdorf wurde schon früh mit der Anstellung von „Gastarbeiter*innen“ begonnen, wobei diese zunächst vor allem aus Jugoslawien stammten. Erst nach 1970 arbeiteten auch Türk*innen im Betrieb. Während diese Entwicklung für Österreich typisch ist, weicht das Werk Möllersdorf beim Geschlechterverhältnis vom landesweiten Schnitt ab: Im Betrieb wurden überdurchschnittlich viele „Gastarbeiterinnen“ beschäftigt. Dies lag daran, dass in der Textilindustrie beziehungsweise der Spinnerei unabhängig der Herkunft viele Frauen arbeiteten.

Bei Semperit hingegen waren vorwiegend Männer beschäftigt, und in den Erinnerungen der Zeitzeug*innen gab es unter den ausländischen Arbeitskräften keine Frauen. Das Semperitwerk Traiskirchen beschäftigte erst verhältnismäßig spät „Gastarbeiter*innen“. Diese stammten aus Jugoslawien und der Türkei, wobei überdurchschnittlich viele Türk*innen bei Semperit tätig gewesen sein dürften.

Die Frage nach dem Umgang mit „Gastarbeiter*innen“ lässt sich im Rahmen einer einzelnen Arbeit nicht final beantworten. In jedem Fall kam den ausländischen Arbeitskräften jedoch in beiden Unternehmen eine wichtige Rolle zu, die sich auch in den Erinnerungen der befragten Zeitzeug*innen widerspiegelte.

Die Werkszeitungen „Der Semperitler“ und „Die Vöslauer und Wir“ boten einen Einblick in die unternehmensinterne Kommunikation und ließen Schlüsse auf die damals im Unternehmen erwünschte und verbreitete Haltung zu. Die Berichterstattung über die eigenen „Gastarbeiter*innen“ war im „Semperitler“ wesentlich dünner gesät als in der Werkszeitung der Kammgarnspinnerei. Diese Tatsache hängt unter anderem damit zusammen, dass es sich bei den zwei Zeitschriften um unterschiedliche Typen von Firmenzeitungen handelt, die unterschiedliche Schwerpunkte setzten und verschiedene Aspekte der Zusammenarbeit und des Unternehmens betonten.

In beiden Zeitschriften wurde zumindest teilweise wertschätzend über die ausländischen Mitarbeiter*innen berichtet. Im „Semperitler“ findet man darüber hinaus stereotyp-humoristische Darstellungen, heute würde man diese meist als politisch nicht korrekt klassifizieren. Manche der positiven Aussagen lassen sich auch als abwertend-herablassend auslegen – die Intention der Autor*innen bleibt undurchsichtig. Insgesamt wurde in der Werkszeitung nur wenig über einzelne Mitarbeiter*innen der Semperitwerke geschrieben. Deswegen ist es nicht verwunderlich, dass in den 1960er- und 1970er-Jahren nur ein einziges Mal konkret über eine ausländische Arbeitskraft berichtet wurde – einen Vorzeigemitarbeiter, der sich problemlos an die Umstände seiner Tätigkeit bei Semperit angepasst hatte. Direkt angesprochen wurden die „Gastarbeiter*innen“ im „Semperitler“ allerdings nicht. Das Zielpublikum der Zeitung scheint vor allem der österreichische Teil der Belegschaft gewesen zu sein. Ein möglicher Grund dafür ist die Tatsache, dass viele ausländische Mitarbeiter*innen nicht gut genug Deutsch konnten, um einen Fließtext in einer Zeitung zu lesen. Die Artikel in die jeweiligen Landessprachen zu übersetzen, war nicht vorgesehen.

In diesem Punkt unterscheidet sich „Die Vöslauer und Wir“ deutlich. Die Werkszeitung der Vöslauer Kammgarnfabriken bemühte sich, die ausländischen Mitarbeiter*innen konkret anzusprechen, und erwähnte sie auch in Beiträgen, die für die übrigen Arbeiter*innen von Interesse waren. In letzter Folge wurden Texte mehrsprachig abgedruckt, um alle Teile der Belegschaft zu erreichen. Dabei handelte es sich nicht nur um produktionsrelevante

Nachrichten und Sicherheitshinweise, sondern auch um die Ankündigung und Berichterstattung über soziale Ereignisse, bei denen „Gastarbeiter*innen“ das Zielpublikum waren. Ein wesentlicher Teil der Texte über die ausländischen Arbeiter*innen war zur Information ihrer österreichischen Kolleg*innen gedacht. Durch das Kennenlernen der Herkunftsländer und Lebensumstände sollte ein größeres Verständnis füreinander entstehen. „Die Vöslauer und Wir“ wurde also aktiv zur Inklusion und Integration der „Gastarbeiter*innen“ in den Betrieb und zur Aufklärung der übrigen Belegschaft genutzt. Sie sollten Teil der „Werksfamilie“ werden.

In den Erinnerungen der Zeitzeug*innen war diese Idee der „Werksfamilie“ vor allem in der Kammgarnfabrik Möllersdorf, aber auch bei Semperit ein entscheidendes Moment, das bis heute präsent blieb. Die Tätigkeiten, die einfache Arbeiter*innen in den Fabriken ausübten, waren hart – unabhängig davon, aus welchem Land die Menschen kamen. Während der Lohn bei Semperit als gut bis sehr gut eingeschätzt wurde, war die Bezahlung in den Vöslauer Kammgarnfabriken, und so auch im Werk Möllersdorf, vergleichsweise schlecht. Trotzdem war die Arbeit im Betrieb etwas Positives für die Belegschaft. Die Firmen boten nicht nur eine Möglichkeit, sich den Lebensunterhalt zu verdienen, sondern hatten auch viele andere Annehmlichkeiten für ihre Mitarbeiter*innen parat. Werksärzte, -wohnungen, -küchen und -feste machten den Arbeitsplatz auch zu einem Dreh- und Angelpunkt für den Alltag und die Freizeit.

Für die ausländischen Arbeitskräfte waren zumeist keine eigenen Wohnungen, sondern Unterkünfte mit Mehrbettzimmern vorgesehen, in denen sie gemeinsam mit anderen „Gastarbeiter*innen“ – zumeist aus demselben Herkunftsland – wohnten. Obwohl es sich nicht um Massenunterkünfte handelte, unterschieden sich die ausländischen Arbeitskräfte durch ihre spezifische Wohnsituation beziehungsweise Lebensumstände trotzdem von den österreichischen Arbeiter*innen. In Mehrbettzimmern mangelte es an Privatsphäre und Stauraum, und die Lebensqualität war stark davon abhängig, wie gut das Zusammenleben mit den Zimmergenoss*innen funktionierte.

Ausflüge und Sport wurden bei Semperit Traiskirchen und der Kammgarnfabrik Möllersdorf ebenfalls angeboten und hochgeschätzt. Diese Möglichkeiten standen zumindest in der Theorie auch den „Gastarbeiter*innen“ in den jeweiligen Werken zur Verfügung. Ob diese tatsächlich teilnahmen, ist nicht ganz klar. In der Erinnerung der Zeitzeugen*innen unterschieden sie sich

nicht von anderen Mitarbeiter*innen, blieben aber nicht konkret als Teilnehmer*innen in Erinnerung. Aufgrund der Aussagen der Zeitzeug*innen ist aber anzunehmen, dass viele „Gastarbeiter*innen“ tendenziell für sich oder im Kreis von Freund*innen und Familie aus dem Herkunftsland blieben. Ausländische Arbeiter*innen nahmen vor allem dann am Werksleben teil, wenn sie Beziehungen zu Österreicher*innen hatten. Solche Freund- oder Partnerschaften waren nicht allzu häufig, aber auch nicht unüblich.

Die Praxis, Arbeitskräfte als „Gastarbeiter*innen“ nach Österreich zu holen, war nicht konfliktfrei und muss kritisch betrachtet werden, da diese Menschen die schwierigsten und meist schlecht bezahlten Arbeiten ausüben mussten, oft diskriminiert wurden und hartnäckigen negativen Stereotypen ausgesetzt waren. Die Arbeit in den Werken der Semperit und der Vöslauer Kammgarnspinnerei in Traiskirchen war zumindest in den Erinnerungen der befragten Zeitzeug*innen weitgehend konfliktfrei. Es gab wenig bis keine negativen Ressentiments, und zwischenmenschliche Probleme gingen in der Regel nicht über die in einer großen Gruppe üblichen Spannungen hinaus. Schwerwiegendere Konflikte, bei denen etwa Abteilungsleiter*innen hinzugezogen werden mussten, gab es in beiden Unternehmen nicht. Obwohl die ausländischen und österreichischen Arbeiter*innen wenig persönlicher Kontakt verband, verlief die berufliche Zusammenarbeit, so die von mir Befragten, überraschend harmonisch.

Die Anwesenheit von „Gastarbeiter*innen“ bei Semperit Traiskirchen und der Kammgarnspinnerei Möllersdorf löste durchaus Veränderungen im Unternehmen aus, auch wenn diese von der Belegschaft zum Teil nicht als solche wahrgenommen wurden. Die Anstellung von ausländischen Arbeiter*innen bedeutete einen organisatorischen Aufwand, bei der Anwerbung im Ausland und bei der behördlichen Anmeldung. Die Spinnerei Möllersdorf beschäftigte etwa im Lohnbüro eine eigene Angestellte, die sich nur um die bürokratischen Abläufe im Zusammenhang mit „Gastarbeit“ kümmerte. Eine ähnliche Position gab es vermutlich auch bei Semperit. Dazu kamen die Tätigkeiten in Verbindung mit den Unterkünften der ausländischen „Arbeiter*innen“.

Eine These der vorliegenden Arbeit war, dass die sprachliche Dimension in den Werken der Semperit Traiskirchen und der Kammgarnspinnerei Möllersdorf ein wichtiger Faktor war. Nur über eine gemeinsame Sprache konnten komplexe Arbeitsabläufe und Sicherheitsbestimmungen im Betrieb von Mensch zu Mensch weitergegeben werden. Auch

Freundschaften unter Kolleg*innen konnten sich ohne eine gemeinsame Austauschmöglichkeit schwerer entwickeln.

Gerade für administrativ wichtige Gespräche und den Anlernprozess wurden deswegen in der Spinnerei Dolmetscher*innen angestellt, welche die „Gastarbeiter*innen“ unterstützten. Bei Semperit Traiskirchen hingegen halfen sich die Arbeiter*innen gegenseitig dabei, deutschsprachige Arbeitsanweisungen und Dokumente zu verstehen. Eine offizielle sprachliche Unterstützung oder Deutschkurse wurden bei Semperit in Traiskirchen vermutlich nicht angeboten. An vielen Arbeitsplätzen im Werk waren komplexe Gespräche auch schlicht für die Produktion nicht notwendig. Das führte dazu, dass viele der ausländischen Arbeiter*innen auch Jahrzehnte später nur wenig Deutsch sprachen. Das dürfte für die Arbeit kein Problem gewesen sein, erschwerte aber die Integration.

Die Vöslauer Kammgarnspinnereien dürften Deutschkurse angeboten haben. Allerdings erreichte dieses Angebot nicht alle „Gastarbeiter*innen“ und war zumindest in der Erinnerung der befragten Zeitzeug*innen nicht präsent. Wie bei Semperit funktionierte der Spracherwerb in der Spinnerei hauptsächlich durch den Austausch mit österreichischen Kolleg*innen. Mehrsprachige Sicherheitshinweise auf Maschinen und im Werk dürfte es in beiden Unternehmen gegeben haben.

Bauliche Veränderungen in den Betrieben betrafen vor allem die Errichtung der nötigen Unterkünfte in Form von Wohnheimen oder Barracken. Zudem wurden, um auf die Bedürfnisse der türkischen Arbeiter*innen einzugehen, orientalische Toilettenanlagen installiert. Vermutlich bewohnten die „Gastarbeiter*innen“ bei Semperit in späteren Jahren auch Werkswohnungen mit ihren Familien. In den Erinnerungen der befragten Zeitzeug*innen veränderte sich durch die Anstellung von ausländischen Arbeitskräften in den Betrieben jedoch grundsätzlich wenig.

Die „Gastarbeiter*innenbewegung“ erreichte 1973 ihren Höchststand. Danach folgte eine Phase, die durch Remigration auf der einen und Familiennachzug auf der anderen Seite geprägt wurde. Auch aus Traiskirchen kehrten viele ausländische Arbeiter*innen in ihre Herkunftsländer zurück, nachdem die Hochphase der „Gastarbeit“ in Österreich vorbei war. Andere jedoch ließen sich in der Stadt nieder. Da die Spinnerei Möllersdorf 1976 stillgelegt wurde, war die Wohnungssituation in diesem Fall besonders relevant: Wer eine Werkswohnung

besaß und diese kaufen konnte, war damit stärker an Traiskirchen gebunden. Für Semperit dürfte die langjährige Beschäftigung im Unternehmen ein ähnlich entscheidender Faktor gewesen sein: Wer einer gutbezahlten Arbeit im Werk nachging, verbrachte viele Jahre in Traiskirchen und wurde dort gewissermaßen heimisch.

Ein wichtiger Faktor bei der Entscheidung zum Bleiben war neben dem Arbeitsplatz auch die eigene Familie. Diejenigen, die in Traiskirchen geheiratet hatten, vielleicht sogar eine*n Österreicher*in, und hier Kinder bekommen hatten, blieben tendenziell in der Stadt. Sie hatten sich hier in ihr Umfeld eingelebt und fühlten sich wohl. Betrachtet man jedoch die Gesamtheit der ehemaligen „Gastarbeiter*innen“, so waren das insgesamt relativ wenige. Trotzdem prägte ihre Anwesenheit die heutige Stadt mit. Seit den 1970er-Jahren hat sich Traiskirchen zu einem multikulturellen, vielfältigen regionalen Zentrum entwickelt, das beispielsweise nicht nur Heurigen und Gasthäuser, sondern auch türkische und kroatische Lokale bietet. Die Gemeinde wurde natürlich auch durch Menschen, die als Flüchtlinge nach Österreich kamen, diverser. Mit Projekten wie dem Garten der Begegnung, in welchem regelmäßig zum gemeinsamen Plaudern bei einem orientalischen Frühstück einladen wird, wurde ein weiterer Treffpunkt geschaffen. So sollen die Bewohner*innen die Gelegenheit bekommen, diese Vielfalt auch zu genießen.

Arbeitsmigration war für die wirtschaftliche Entwicklung von Traiskirchen im Allgemeinen und jene der beiden hier untersuchten Unternehmen Semperit und der Spinnerei Möllersdorf von großer Bedeutung. Durch die Befragung von Zeitzeug*innen und den Blick in die Werkszeitungen konnten einige Spezifika der „Gastarbeiter*innenbewegung“ in diesen beiden Traiskirchner Unternehmen sichtbar gemacht werden. Dabei ist allerdings zu bedenken, dass Oral History nicht die Vergangenheit als solche, sondern die Erinnerungen von Einzelpersonen abzeichnet. Eine Problematik der Arbeit mit Zeitzeug*innen, und damit der vorliegenden Masterarbeit, ist daher, dass nicht alle Menschen bereit sind, über ihre Erfahrungen zu sprechen. So war es etwa nicht möglich, im Rahmen dieser Arbeit ehemalige „Gastarbeiter*innen“, die bei Semperit tätig waren, zu erreichen. Dabei bleibt offen, warum manche Zeitzeug*innen, die ich kontaktierte, ein Interview ablehnten.

Die Berichte, die die Zeitzeug*innen in den Gesprächen über ihre Anstellung bei Semperit und der Vöslauer Kammgarnfabrik in Traiskirchen ablegten, waren überwiegend positiv. Sie erinnerten sich an eine Zeit, in der sie selbst jung und mehrheitlich zufrieden waren. Wer gerne und bereitwillig über seine Vergangenheit spricht, ist möglicherweise im Vergleich glücklicher

gewesen. Vielleicht ist das mit ein Grund, warum die Erinnerungen an die beiden Unternehmen und die Arbeitsmigration in den 1960er- und 1970er-Jahren der von mir Interviewten so positiv ausfielen.

Weiterführend wäre es deswegen wichtig, nach Möglichkeit auch spezifisch kritische Stimmen zur Arbeitsmigration in Traiskirchen zu sammeln. Ein Vergleich mit „Gastarbeiter*innen“ in einer anderen Stadt mit einer ähnlichen Größe und industrieller Prägung wäre zudem interessant, um herauszufinden, ob es sich bei der positiven Erinnerung an „Gastarbeit“ bei Semperit Traiskirchen und der Kammgarnspinnerei Möllersdorf um einen Sonderfall handelt. Auch über Werkszeitungen anderer Unternehmen wäre weiterführende Forschung in diese Richtung möglich. Im Fall der Werkszeitschrift „Der Semperitler“ gibt es außerdem eine große Menge an späteren Ausgaben, die außerhalb des Untersuchungszeitraumes der vorliegenden Arbeit erschienen sind. Diese könnten ebenfalls untersucht werden und den Ausgangspunkt für die Weiterarbeit zum Thema Arbeitsmigration in Werkszeitungen bilden.

Unternehmen wie die Vöslauer Kammgarnfabriken und Semperit prägen die Orte, an denen sie wirken, nachhaltig. Die Wohnhäuser und Fabrikhallen, die sie in Traiskirchen errichteten, stehen heute noch. Menschen kamen in die Stadt, um zu arbeiten – aus der Region, aus weiter entfernten Gemeinden, aus anderen Bundesländern, ja sogar aus dem Ausland. Viele von ihnen wurden im Laufe der Zeit Traiskirchner*innen, und waren stolz, bei Semperit oder der Kammgarnfabrik Möllersdorf zu arbeiten.

Auf dem Gelände des ehemaligen Semperit-Werks bewirtschaften nun andere Unternehmen die Gebäude. Über das Areal wacht allerdings nach wie vor ein Industrieschlot, der das Semperit-Zeichen trägt und an den großen Reifenhersteller erinnert. Auch die Kammgarnspinnerei Möllersdorf ist nicht nur in den Erinnerungen der Traiskirchner*innen lebendig: Das Museum Traiskirchen, das auf dem ehemaligen Fabrikgelände untergebracht ist, lädt Besucher*innen dazu ein, die industrielle Vergangenheit der Stadt zu erkunden.

Selbst Jahrzehnte nach ihrer Schließung sind die Werke im kollektiven Gedächtnis von Traiskirchen fest verankert – und mit ihnen die „Gastarbeiter*innen“, die die Produktion möglich machten und zum Teil bis heute in der Stadt leben.

Literaturverzeichnis

Alfred Artmayer, Manfred Bauer, Julius Böheimer, Ohne jede Chance. Der Fall Semperit (Wien 2003).

Marion Bacher, Rotation oder Integration? Österreichischer und schwedischer Umgang mit Arbeitsmigration in den 1970er Jahren (ungedr. Masterarbeit Universität Wien 2011).

Thomas Bartscher, Werkszeitschrift. In: Gabler Wirtschaftslexikon, Online unter: <https://wirtschaftslexikon.gabler.de/definition/werkszeitschrift-48106> (20.6.25).

Rudolf Biegler, Franz Schlögl, Die Stadt Traiskirchen (Traiskirchen 1987).

Gudrun Biffl, Zuwanderung und Segmentierung des österreichischen Arbeitsmarktes. Ein Beitrag zur Insider-Outsider-Diskussion. In: Karl Husa, Christof Parnreiter, Irene Stacher (Hg.), Internationale Migration. Die globale Herausforderung des 21. Jahrhunderts? (Historische Sozialkunde 17, Frankfurt 2000) 207-228.

Gudrun Biffl, Der Strukturwandel der Ausländerbeschäftigung in Österreich. In: Hannes Wimmer (Hg.), Ausländische Arbeitskräfte in Österreich (Frankfurt/New York 1986) 33-88.

Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft, Klima- und Umweltschutz, Regionen und Wasserwirtschaft, Ehem. Semperit Werke, Traiskirchen (NÖ). In: Brachflächen Dialog. Best Practice. Online unter: <https://www.brachflaechen-dialog.at/best-practice/ehem-semperit-werke-traiskirchen> (12.5.2025).

Felix Butschek, Österreichische Wirtschaftsgeschichte. Von der Antike bis zur Gegenwart (Köln 2012).

Michael Calinski, Necmettin. In: Baby Vornamen. Online unter: <https://www.baby-vornamen.de/Jungen/N/Ne/Necmettin/> (20.6.25).

Mike Campbell, Tara Campbell, Ciril. In: Behind The Name (2007). Online unter: <https://www.behindthename.com/name/ciril> (20.6.25).

Marlene Ellerkamp, Industriearbeit, Krankheit und Geschlecht. Zu den sozialen Kosten der Industrialisierung. Bremer Textilarbeiterinnen 1870-1914 (Göttingen 2011).

Heinz Faßmann, Rainer Münz, Einwanderungsland Österreich? Gastarbeiter – Flüchtlinge – Immigranten. 4. erweiterte und überarbeitete Ausgabe (Wien 1992).

Heinz Faßmann, Rainer Münz, Einwanderungsland Österreich? In: Demographische Informationen (1990/91) 85-91.

Ulla Fischer-Westhauser, Actien-Gesellschaft der Vöslauer Kammgarn-Fabrik. Ein Beispiel alter österreichischer Industriegeschichte (ungedr. Dissertation Universität Wien 1994).

Ulrike Froschauer, Manfred Lueger, Das qualitative Interview. Zur Praxis interpretativer Analyse sozialer Systeme (Wien 2003).

Mirjana Gasic, Öffentliche Debatte zum Anwerbeabkommen zwischen Österreich und Jugoslawien 1962 und 1973. Eine historische Diskursanalyse (Diplomarbeit Universität Wien 2019).

Jürgen Gerhards, Die Moderne und ihre Vornamen. Eine Einladung in die Kulturosoziologie (Wiesbaden ²2010).

Friederike Glavanovic, Höheres Unternehmenscommitment durch Mitarbeiterzeitungen? (Ungedr. Diplomarbeit Universität Wien 1999).

Sylvia Hahn, Georg Stöger, 50 Jahre österreichisch-türkisches Anwerbeabkommen (Salzburg 2014).

Monika Held, Hella Schlumberger, Schöne, heile Arbeitswelt. Methoden und Manipulationen der Werkspresse (Frankfurt 1976).

Friedrich Hink, Franz Schlögl, Die Stadt Traiskirchen. Festschrift zur Erinnerung an die Stadterhebung am 30. Juni 1927 (Traiskirchen 1977).

Hannes Hofbauer, Kritik der Migration. Wer profitiert und wer verliert (Wien 2018).

Gerhard Kellner, Die Werkszeitschrift und andere schriftliche innerbetriebliche Informationsmittel (Wien 1967).

Katrin Lang, Der Lebensalltag von Textilarbeiterinnen im Industrieviertel (ungedr. Diplomarbeit Universität Wien 2017).

Helga Leitner, Gastarbeiter in der städtischen Gesellschaft. Segregation, Integration und Assimilation von Arbeitsmigranten. Am Beispiel jugoslawischer Gastarbeiter in Wien. (Campus Forschung Bd. 307, Frankfurt/New York 1983).

Verena Lorber, „Wir brauchten Arbeitskräfte“. Das „Gastarbeitersystem“ in Österreich als spezifische Form transnationaler Arbeitsmigration. In: Philipp Eigenmann, Thomas Geisen, Tobias Studer (Hg.), Migration und Minderheiten in der Demokratie. Politische Formen und soziale Grundlagen von Partizipation (Wiesbaden 2016) 221-239.

Verena Lorber, Angeworben. GastarbeiterInnen in Österreich in den 1960er und 1970er Jahren (Göttingen 2017).

Franz Mathis, Big Business in Österreich. Österreichische Großunternehmen in Kurzdarstellungen (Wien 1987).

Daniel Marinkovic, Die Mitarbeiterzeitschrift (Konstanz 2009).

Stefanie Mayer, Immigration & Integration in Österreich. Türkische „Gastarbeiter“ im politischen Diskurs der 1960er- und 1970er-Jahre. In: Gertraud Diendorfer, Angelika Rieber, Béatrice Ziegler (Hg.), Einwanderungsgesellschaften und kulturelle Vielfalt (Konzepte und Kontroversen Bd. 8, Innsbruck/Wien/Bozen 2010) 9-21.

Museum Traiskirchen, Über das Museum. In: Museum Traiskirchen. Online unter: <https://www.museum-traiskirchen.at/ueber-das-museum/> (2.7.25).

Julia Obertreis, Oral History. Geschichte und Konzeptionen. In: Julia Obertreis (Hg.), Oral History (Stuttgart 2012) 7-28.

Frank Optendrenk, Hueseyin. In: Baby Vornamen. Online unter: <https://www.baby-vornamen.de/Jungen/H/Hue/Hueseyin/> (20.6.25).

Gerald Pelger, Die Arbeitsmigration in Österreich. Die Arbeitsmigration in Österreich. Geschichte der Migration. Steckbrief der Regionen. Regionale Clusterung. Ausblick. (Saarbrücken 2009).

Ludger Pries, Arbeitsmigration. In: Lexikon der Arbeits- und Industriesoziologie (Baden-Baden 2017) 57-60.

Günther Puchinger, Von der Kadettenschule zum Flüchtlingslager. Die k. u. k. Artillerie-Kadettenschule in Traiskirchen und ihre Verwendung nach dem Zusammenbruch der Monarchie (Traiskirchen 1991).

Rudolf Biegler, Franz Schlögl, Die Stadt Traiskirchen (Traiskirchen 1987).

Robert Rieger, Damals & Heute. MÖLLERSDORF am Mühlbach. 2. WK Kegelbunker in Möllersdorf 1 und 2 der Splitterschutzbunker 2021 In: Mein Bezirk Archiv (1.3.2021). Online unter: https://www.meinbezirk.at/baden/c-regionauten-community/damals-und-heute-moellersdorf-am-muehlbach-2-wk-kegelbunker-in-moellersdorf-1-und-2-der-splitterschutzbunker-2021_a4507340#gallery=null (12.2.25).

Susanna Riethmüller (Hg.), Ivan. In: Vorname.com. Online unter: <https://www.vorname.com/name,Ivan.html> (20.6.25).

Susanna Riethmüller (Hg.), Snezana. In: Vorname.com. Online unter: <https://www.vorname.com/name,Snezana.html> (20.6.25).

Susanna Riethmüller (Hg.), Marija, In: Vorname.com. Online unter: <https://www.vorname.com/name,Marija.html> (20.6.25).

Susanna Riethmüller (Hg.), Zoran, In: Vorname.com. Online unter: <https://www.vorname.com/name,Zoran.html> (20.6.25).

Peter Schlifke, Ein Haus in Traiskirchen. Semperit Reifen. Die ersten 100 Jahre. (Traiskirchen 1996).

Markus Schmitzberger, Luftschutzbunker Traiskirchen. Semperitwerke. In: Geheimprojekte. Online unter: http://www.geheimprojekte.at/lst_traiskirchen_semperit.html (12.2.25).

Markus Schmitzberger, Semperitwerk Traiskirchen. In: Geheimprojekte. Online unter: http://www.geheimprojekte.at/firma_semperit_traiskirchen.html (12.2.25).

Erika Schneider, Funktion und Methoden der österreichischen Werkzeitschriften. Eine quantitativ-qualitative Inhaltsanalyse (ungedr. Diss. Universität Salzburg 1985).

Peter Schönbach, Sprache und Attitüden. Über den Einfluß der Bezeichnungen Fremdarbeiter und Gastarbeiter auf Einstellungen gegenüber ausländischen Arbeitern (Bern/Stuttgart/Wien 1970).

Gerhard Stadler. Das industrielle Erbe Niederösterreichs. Geschichte, Technik, Architektur (Wien/Köln/Weimar 2006).

Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 7 Folge 103-110, 113, 114, 120 und 121 (Traiskirchen 2013).

Stadtarchiv Traiskirchen, Heimatkundliche Nachrichten Traiskirchen. Band 8 Folge 111, 112 und 115-119 (Traiskirchen 2015).

Stadtgemeinde Traiskirchen, Bundesbetreuungseinrichtung Traiskirchen. In: Stadtgemeinde Traiskirchen. Online unter: <https://www.traiskirchen.gv.at/portrait-traiskirchen/bundesbetreuungseinrichtung-traiskirchen/> (12.2.25).

Stadtgemeinde Traiskirchen, Bürgermeisterin begrüßt den Islamischen Kultusverein im Rathaus. In: Stadtgemeinde Traiskirchen. Online unter: https://traiskirchen.gv.at/news/?tx_news_pi1%5Bnews%5D=5940&tx_news_pi1%5Bcontroller%5D=News&tx_news_pi1%5Baction%5D=detail&cHash=b8bd2e723174de1ebc0e46c05e26b889 (20.6.2025).

Stadtgemeinde Traiskirchen, Daten und Fakten. In: Stadtgemeinde Traiskirchen. Online unter: <https://www.traiskirchen.gv.at/portrait-traiskirchen/daten-fakten/> (12.5.2025).

Stadtgemeinde Traiskirchen, Orientalisches Frühstück. In: Stadtgemeinde Traiskirchen. Online unter: <https://www.traiskirchen.gv.at/veranstaltungen/veranstaltungsdetails/orientalisches-fruehstueck0310010/> (20.6.2025).

Stadtgemeinde Traiskirchen, Traiskirchen heute. In: Stadtgemeinde Traiskirchen. Online unter: <https://www.traiskirchen.gv.at/portrait-traiskirchen/traiskirchen-heute/> (12.5.2025).

Stadtgemeinde Traiskirchen, Traiskirchen im historischen Wandel. In: Stadtgemeinde Traiskirchen. Online unter: <https://www.traiskirchen.gv.at/portrait-traiskirchen/traiskirchen-im-historischen-wandel/> (12.2.25).

Philipp Sonntag, Erinnerungskultur. Die gesellschaftliche Rolle von Zeitzeugen (Berlin 2023).

Doris Waldhäusel, Geschichte des Flüchtlingslagers Traiskirchen. Flüchtlingsbetreuung in Österreich von ihren Anfängen bis ins Jahr 2010 (ungedr. Masterarbeit Universität Wien 2015).

Hannes Wimmer, Die Arbeitswelt der ausländischen Arbeitnehmer. In: Hannes Wimmer (Hg.), Ausländische Arbeitskräfte in Österreich (Frankfurt/New York 1986) 241-280.

Hannes Wimmer, Wohnverhältnisse der ausländischen Arbeiter in Österreich. In: Hannes Wimmer (Hg.), Ausländische Arbeitskräfte in Österreich (Frankfurt/New York 1986) 281-306.

Hannes Wimmer, Zur Ausländerbeschäftigungspolitik in Österreich. In: Hannes Wimmer (Hg.), Ausländische Arbeitskräfte in Österreich (Frankfurt/New York 1986) 5-32.

Quellenverzeichnis

Archiv Traiskirchen Karton 16, Werkszeitung „Der Semperitler“, 1963 -1975.

Archiv Traiskirchen Karton 28, Werkszeitung „Der Semperitler“, 1975-1979.

Archiv Traiskirchen Scan, Werkszeitung „Die Vöslauer und Wir“, 1951-1975.

Zeitzeug*inneninterview vom 14.5.2025, Elsa Franta, 1:09:10.

Zeitzeug*inneninterview vom 16.5.2025, Werner Kraus, 55:00.

Zeitzeug*inneninterview vom 19.5.2025, Frau M., 23:56.

Zeitzeug*inneninterview vom 23.05.2025, Alfred Roboch, 1:47:22.

Zeitzeug*inneninterview vom 27.5.2025, Frau R., 2:21:14.

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1: Ausländische Arbeitskräfte nach Herkunftsländern (Jahresdurchschnitte). Daten aus Heinz Faßmann, Rainer Münz, Einwanderungsland Österreich? Gastarbeiter – Flüchtlinge – Immigranten. 4. erweiterte und überarbeitete Ausgabe (Wien 1992)., Einwanderungsland Österreich?, 15.

Abbildung 2: Verteilung der „Gastarbeiter*innen“ auf Industriezweige 1973. Daten aus Gudrun Biffl, Der Strukturwandel der Ausländerbeschäftigung in Österreich. In: Hannes Wimmer (Hg.), Ausländische Arbeitskräfte in Österreich (Frankfurt/New York 1986) 43-44.

Abbildung 3: Karte von Traiskirchen – Stadtplan Traiskirchen. In: Karte von Österreich. Karten und touristische Informationen auf einen Blick. Online unter: <https://www.osterreichkarte.com/traiskirchen/> (30.7.2025).

Abbildung 4: Tabelle „Einwohnerstand Stadtgemeinde Traiskirchen“. Die Zahlen für 1969-1980 stammen vom Meldeamt Traiskirchen, 1896 und 2023 sind online unter Stadtgemeinde Traiskirchen einsehbar, 1927 ist aus „Die Stadt Traiskirchen“ und 1987 aus dem Folgeband „Die Stadt Traiskirchen“.

Abbildung 5: Personalentwicklung und Reifenproduktion im Werk Traiskirchen, In: Peter Schlifke, Ein Haus in Traiskirchen. Semperit Reifen. Die ersten 100 Jahre. (Traiskirchen 1996), 135.

Abbildung 6: Das Thema „Gastarbeiter*innen“ in den Werkszeitschriften. Zahlen aus „Der Semperitler“ und „Die Vöslauer und Wir“, Archiv Traiskirchen.

Abbildung 7: "Von Mensch zu Mensch. Probleme von heute" und "Merkblatt der Seelsorger für die Gastarbeiter in Österreich", In: Werkszeitung "Die Vöslauer und Wir" (1968/191) 5-6.

Abbildung 8: Horst Schieber, Unsere Fremdarbeiter. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1969/50), Sonderbeilage 11.

Abbildung 9: Ali Özmen: "Semperit ist besser". In Werkszeitung "Der Semperitler" (1973/85) 14.

Abbildung 10: Werkswohnhäuser der Kammgarnspinnerei in Möllersdorf. „Neues Wohnhaus in Möllersdorf“ aus: „Die Vöslauer und Wir“, (1954/35-36), 6. „Luftaufnahme unseres Werkes Möllersdorf“ aus: „Die Vöslauer und Wir“, (1964/151) 1.

Abbildung 11: Sepp Konderla, „Rege Bautätigkeit in Traiskirchen" aus: „Der Semperitler“, (1974/90) 8-9.

Abbildung 12: Wohnheim in Traiskirchen. In: Werkszeitung „Der Semperitler“ (1965/16) 9.

Tabelle 1: Vornamen aus den Geburts- und Heiratsnachrichten in "Die Vöslauer und Wir".

Tabelle 2: Vornamen aus den Geburts- und Heiratsnachrichten in "Der Semperitler".